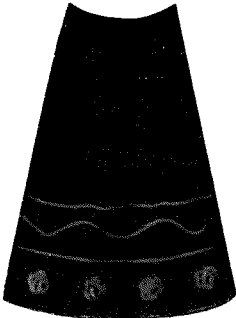
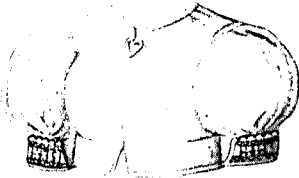
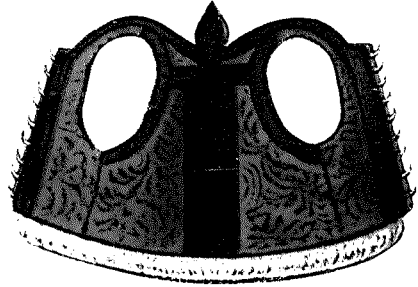
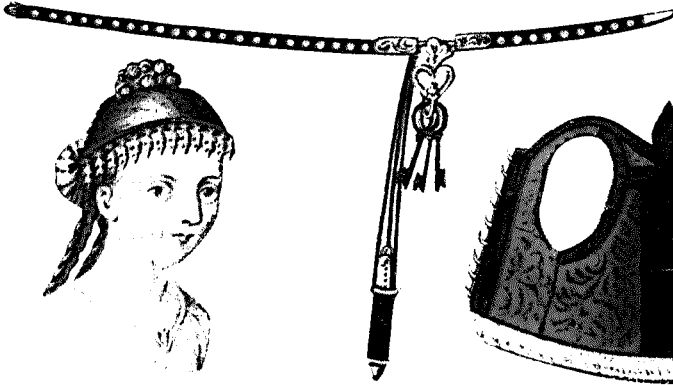
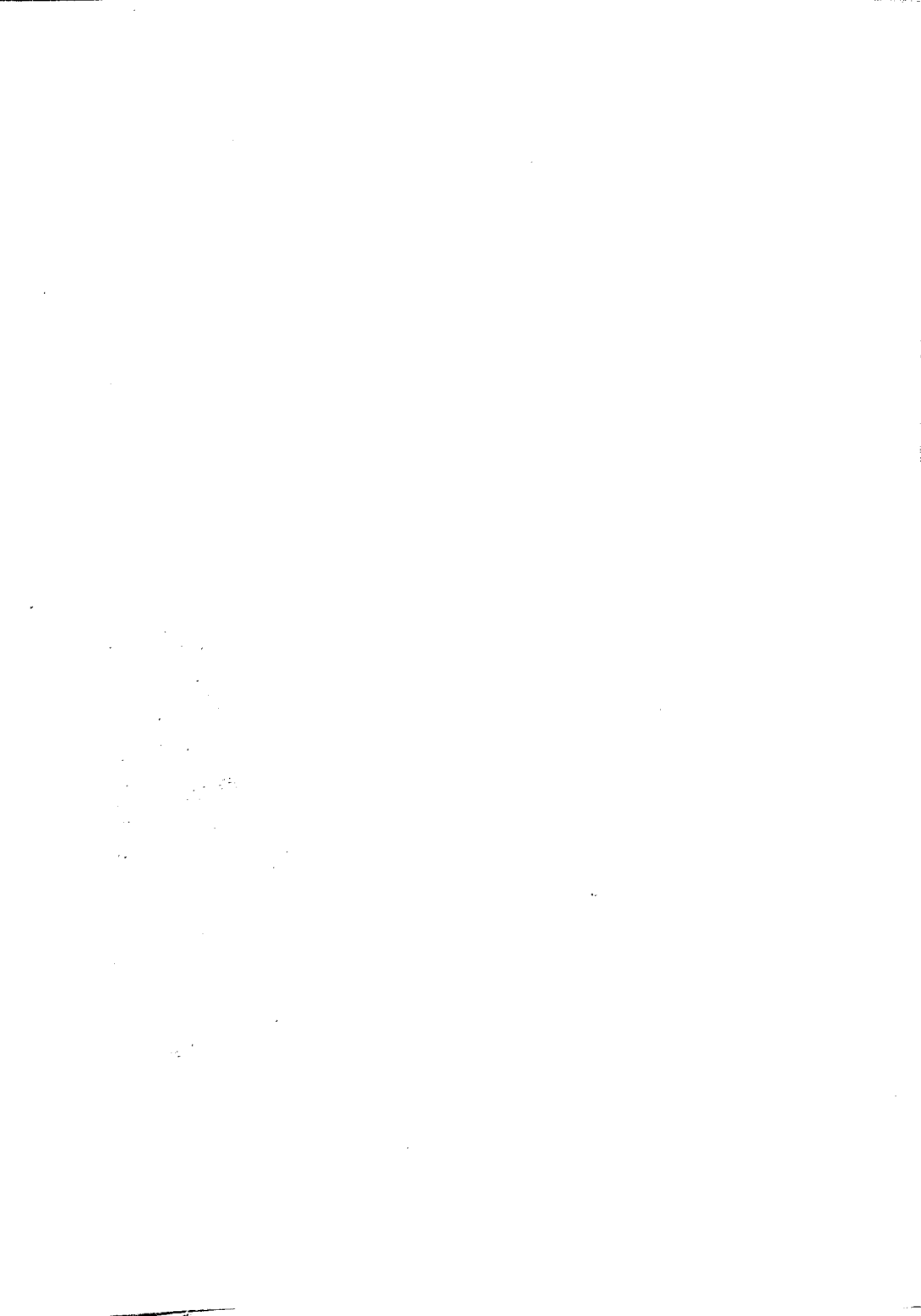


1884 S M E

0.1.96d



Die verkaufte Braut





Seine „Verkaufte Braut“ und „Der Kuß“ legen sich wie linder Balsam auf unsere durch Wagner zerrütteten Nerven.

Eduard Hanslick



Karel Svolinský,  
Kostümskizze für Marie, 1943

# Handlung

## Erster Akt

In einem böhmischen Dorf wird Kirchweih gefeiert. Marie, die Tochter des Bauern Kruschina und seiner Frau Ludmila, ist traurig, weil sie nach elterlichem Wunsch Wenzel, den Sohn des reichen Grundbesitzers Micha, heiraten soll. Sie liebt aber Hans, den niemand kennt und der nicht sagen will, woher er kommt. Auch er liebt Marie und sie versprechen einander ewige Treue, was immer kommen mag.

Der Heiratsvermittler Kecal soll die Ehe zwischen Marie und Wenzel zustandebringen und preist Wenzel als idealen Ehemann an. Vor allem wären damit die Schulden, die Kruschina bei Micha hat, erledigt. Die Eltern sind entzückt, Marie aber lehnt ab.

## Zweiter Akt

Hans trinkt Bier und es wird getanzt. Marie macht Wenzel, der sie nicht kennt, weis, daß seine Braut ganz böse sei. Eingeschüchtert verspricht ihr Wenzel, um ihretwillen auf die Braut zu verzichten.

Kecal will Hans überreden, Marie freizugeben. Er bietet schließlich 300 Gulden, und Hans schlägt ein, unter einer Bedingung allerdings: Marie darf keinen anderen heiraten als den Sohn des Micha.

Der Vertrag wird geschlossen, Hans hat seine Braut verkauft. Alle im Dorf sind entsetzt.

## Dritter Akt

Der arme Wenzel verliebt sich in Esmeralda, die Tänzerin bei den Komödianten ist, welche im Dorf eine Vorstellung geben wollen. Er ist so verliebt, daß er die Rolle des Bären übernehmen wird. Kecal und den Eltern erklärt er, Marie werde er nicht heiraten, weil sie so böse sei.

Marie hat erfahren, daß ihr Hans sie verkauft hat. Sie versteht ihn nicht – wieso will er plötzlich, daß sie Michas Sohn heiratet? Aus Trotz faßt sie schließlich genau diesen Entschluß.

Zum guten Ende klärt sich alles auf: Micha erkennt in Hans seinen Sohn aus erster Ehe wieder, der einst ausgewandert ist, weil ihn seine Stiefmutter so schlecht behandelte und ihm ihren eigenen Sohn Wenzel vorzog.

Wenzel tritt als Bär auf und macht sich lächerlich; Kecal und die geldgierigen Eltern sind die Betrogenen, Hans hat die Gulden und Marie.

# Meine Schuld ist es nicht

Dankrede am Festbankett anlässlich der hundertsten Aufführung der „Verkauften Braut“

Ich bitte die Herren, mir heute längere Ausführungen gütigst zu erlassen. Ich bin noch viel zu ergriffen von der großartigen Feier, die mir heute abend bereitet wurde, und alles zittert noch in mir.

Ich möchte nur sagen, daß die „Verkaufte Braut“ vielleicht eine solche Huldigung gar nicht verdient hat, denn als ich sie schrieb, dachte ich wahrlich nicht im entferntesten an die Möglichkeit einer solchen Belohnung wie sie mir die Nation eben zuteil werden ließ. Ich bin noch ganz bestürzt und vor Staunen starr und kann daher auch gar nicht Worte finden für das, was ich sagen sollte, denn der Dank, den ich der ganzen Nation aussprechen möchte, läßt sich gar nicht in Worte fassen.

„Die verkaufte Braut“ ist, meine Herren, eigentlich nur eine Spielerei, die ich mir der-einst erlaubt habe. Ich komponierte sie nicht aus Ehrgeiz, sondern aus Trotz, weil mir nach meinen „Brandenburgern“ vorgeworfen wurde, daß ich ein Wagnerianer sei, und im nationalen, leichteren Stil nichts fertigbringen würde. Daraufhin lief ich unverzüglich zu Sabina, um ihn um ein Libretto zu bitten, und schrieb die „Verkaufte Braut“ nach meiner damaligen Meinung so, daß sich nicht einmal Offenbach mit ihr messen konnte. Und siehe da! Diese „Verkaufte Braut“ trug mir einen Festtag wie den heutigen ein! *Meine Schuld ist es nicht oder vielleicht doch.*

Was jedoch die großartige Belohnung betrifft, die ich heute erhalten habe, weiß ich wahrhaftig nicht, ob es der Lohn für eine Arbeit sein soll, der ich selbst keine so gro-

ße Bedeutung beigelegt habe, oder vielmehr ein Ansporn, daß ich in diesem Sinne weiterkomponiere. Aber letzteres kann, meine Herren, genau genommen, niemand von mir verlangen. Denn einerseits habe ich seither selbst niemals aufgehört, verstehen zu lernen, was tschechische Musik ist und worin sie beruht, und andererseits bin ich heute schon zu alt, krank und vom Schicksal, das mich betroffen, bedrückt, um noch etwas für die Zukunft versprechen zu können. Ich kann nicht sagen, ob ich je noch eine Oper schreiben werde. Eine habe ich noch geschrieben, sie liegt fertig in meinem Pulte, aber was weiter sein wird, weiß ich nicht.

Ich danke der Nation, daß sie uns Musiker für unser Bestreben so großartig belohnt, und hoffe von Herzen, daß auch meine Kollegen die gleiche Belohnung finden werden, denn auch sie sind echte Künstler.



## Aus dem Tagebuch

Dieses Jahr (1865) beendete ich meine erste komische Oper und gab ihr selbst den Titel „Die verkaufte Braut“, da der Librettist Sabina nicht wußte, wie er sie nennen sollte. Die Oper hatte zwei Akte mit Prosadiologen. – Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, den Versuch zu machen, ob es mir wohl gelingen würde, der Oper einen *leichteren Stil* zu geben, in dem ich mich bisher nie versucht hatte (mit Ausnahme zweier Vorspiele zu Puppenspielen). Ich wollte allen meinen Gegnern beweisen, daß ich mich auch im kleineren Musikformat sehr wohl zu bewegen verstünde. Sie bestritten dies und behaupteten, ich sei ein viel zu eingefleischter Wagnerianer, um mich im leichteren Genre bewähren zu können. Außerdem war ich bestrebt, überall und in allen Szenen den *nationalen Charakter* in der Musik festzuhalten.

Der Erfolg, der sich einstellte, bewies, daß mir der Versuch gelungen war.

Im Dezember begannen endlich die Proben zu meiner Oper „Die Brandenburger in Böhmen“, und zwar kam es dazu folgendermaßen: Eines Tages ersuchte mich der Direktor *Thomé*, ich möchte ihn besuchen. Er übertrug mir das Einstudieren meiner Oper, d. h. verlangte, daß ich sie am Klavier und mit dem Orchester auf der Szene studieren solle, weil, wie sich *Thomé* ausdrückte, *der Kapellmeister Mayer nichts davon wissen wolle*. Er nannte auch seine Bedingungen: „Die drei ersten Aufführungen gehören der Direktion, die vierte wäre mein Benefiz, von der fünften und allen weiteren Aufführungen würde ich 10 % der Bruttoeinnahmen erhalten.“ Ich nahm das Anerbieten bedingungslos an, denn ich war froh, meine Oper, die

schon drei Jahre auf die Aufführung wartete, endlich vor die Rampe zu bringen.

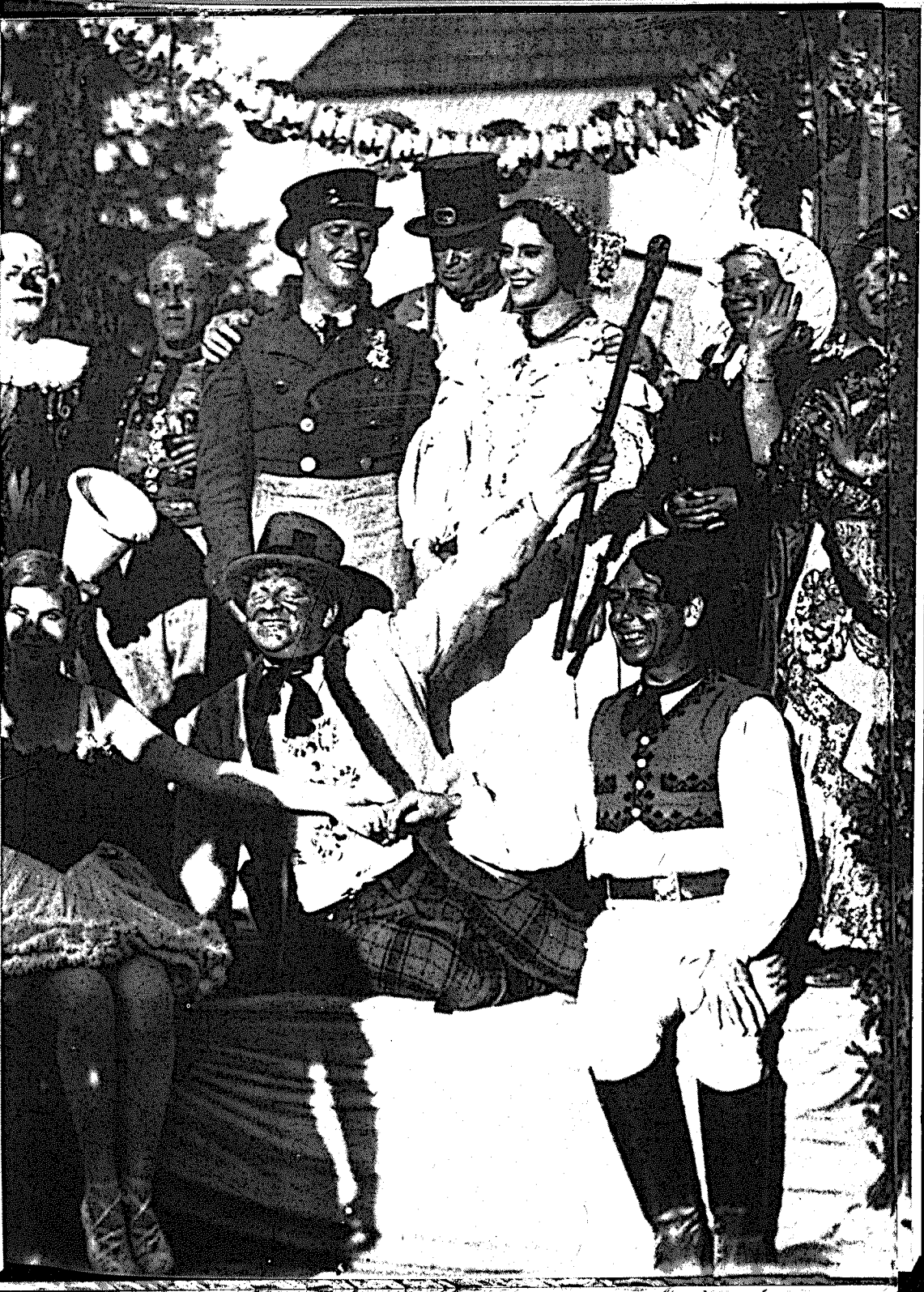
Der ungewöhnliche Erfolg meiner Oper (d. i. der „Brandenburger in Böhmen“) veranlaßte *Thomé* dazu, sich gleich die „Verkaufte Braut“ zu sichern, und zwar für das Neustädter Theater für den Monat Mai. Die Bedingungen lauteten diesmal anders, nämlich für jede Vorstellung im Zyklus der ersten sechs Aufführungen je 100 fl., für jede weitere je 30 fl. –

Ein Zufall wollte es jedoch, daß das Publikum bei der Uraufführung der „Verkauften Braut“ am 30. Mai 1866 im Neustädter Theater [recte: Interimstheater] ausblieb, einerseits deshalb, weil schon überall Angst herrschte (der Krieg gegen Preußen hatte bereits begonnen) und andererseits auch, weil die tschechischen Vereine gerade an diesem Tage Ausflüge in die Umgegend veranstalteten.

Die zweite Aufführung der „Verkauften Braut“ war nicht besser besucht und so mußte mir der arme Direktor *Thomé* aus eigener Tasche zwei Hunderter auszahlen. Dies geschah in der Theaterkanzlei, *Thomé* saß niedergedrückt an seinem Arbeitstische und bemerkte zu mir „Mit der ‚Verkauften‘ ist nichts. Sie werden mir den größten Gefallen tun, wenn Sie den Kontrakt bezüglich der Aufführung dieser Oper lösen, denn sonst muß ich die 600 fl. aus eigener Tasche zahlen.“ Ich tat, wie er wünschte. Nach dem Kontrakt hätten noch sechs Aufführungen in der laufenden Saison stattfinden sollen.

---

Max Ophüls, Standfoto aus dem Film  
„Die verkaufte Braut“, 1932



## Die Hochzeit

Die ländliche Hochzeit ist wohl das größte und bedeutendste Fest im Leben des Einzelnen am Dorfe. Obwohl in seinem Verlaufe ein großes, einheitliches Gemälde, festlich froh in seiner Gesamtstimmung, zerfällt es doch in eine zahlreiche Reihe von losen Einzelbildern, die alle mehr oder weniger bedeutungsvoll und sinnreich sind. Echte Gefühls- und Rührszenen wechseln darin ab mit tiefer Symbolik, steife Zeremonien mit derben, oft ausgelassenen Scherzen, und volkstümlichem Humor, uralte kaum mehr verstandene Bräuche mit modernsten Einlagen, kurz sie wird zum lebendigen Ausdruck bäuerlichen Lebens, zum Spiegelbild alles dessen, was die Brust des Landmannes auf diesem Höhepunkt seines Lebens bewegt. Die Hochzeit ist die einzige Gelegenheit im ländlichen Leben zur größten Kraftentfaltung. Was an Geld, Reichtum und Prunkmitteln im Hause vorhanden ist, wird bei dieser Gelegenheit ohne Scheu verkündet. Die ganze, weitverzweigte Sippe und Freundschaft wird aufgeboten, zum Glanz des Festes beizutragen und auch die Nachbarn, es wird zu einem Volksfest! Man kann also die ländliche Hochzeit als Gradmesser für das Volkstum überhaupt und die lebendige Kraftäußerung desselben in irgend einem Landstrich bezeichnen.

Sobald der junge Mann der Neigung seines Mädchens sicher ist, sucht er zunächst die Eltern seiner Geliebten für sich zu gewinnen und unternimmt hiezu die ersten einleitenden Verhandlungen: die Werbung und die Hausbeschau. Die Werbung heißt „die Anredung“, die Ansprache, und hat das Eigentümliche, daß sie nie direkt, sondern auf weiten Umwegen zum Ziele

zu gelangen sucht; es sind die ersten schüchternen Versuche deswerbenden, sich der Zu- oder Absage der Eltern zu vergewissern. Die „Anrede“ geht daher nie vom Liebenden selbst aus, sondern wird von einem Freund oder Vetter, in einzelnen Gegenden auch vom „Kuppler“, einem in allen Fragen und Personalverhältnissen wohl erfahrenen Mann, unternommen. Der gewöhnliche Vorgang bei der Anrede ist etwa der: Der Freund oder Vetter begibt sich entweder direkt in das Haus der Eltern oder sucht den Vater wie zufällig am Kirchweg, am Markttage, zu treffen und ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Auf vielerlei Umwegen (Vorspiegelung eines Viehhandels), nach langer, umständlicher Erörterung aller möglichen Dinge (Stand der Feldfrüchte, Wetter- und Ernteaussichten, Viehstand) nähert sich der Vetter langsam, aber geschickt dem eigentlichen Ziele und weiß die Rede schließlich, ohne daß es im geringsten auffällt, auf die Wirtschaft seines Klienten, auf seinen schönen Besitzstand, sein persönliches Wesen, seine Eigenschaften hinüberzuspielen. Ist der Vater nicht schon vorher über den Zweck dieses Besuches unterrichtet, so muß er jetzt schließlich aufmerksam werden und verstehen, und paßt ihm der zukünftige Schwiegersohn und sein Besitztum, so schlägt er in die dargebotene Hand. Im Egerlande geht der Vater oder der Pat des Liebhabers zu den Eltern des Mädchens und verlangt für seinen Sohn freien Aus- und Eingang, d. h. die Anredung. Wird diese gestattet, so kann sich der Liebhaber jeden Samstag oder alle Abende vor einem Feiertage mit Ausnahme der Fasten- und der Adventzeit bei seinem Mädchen einfinden (freien, am Freien gehen, Fensterln). Ein solcher Liebhaber



Tanzvergnügen auf dem Prager Frühlingsfest 1869  
Zeichnung von Benes Knüpfer

darf oder soll nicht „aufgehoben“ werden, der Liebesverkehr wird geduldet, nicht aber der geschlechtliche Verkehr. (Würde letzterer vor der Ehe eintreten, so verliert das Mädchen das rote Nest, das Zeichen der Jungfrauschaft, der Liebhaber das rote Bändchen auf dem Hut). Schließlich, wenn die beiderseitigen Elternpaare merken, daß die beiden zusammenpassen, er-

folgt eines Tages die Hausbeschau. Sie besteht darin, daß die Braut oder ihre Anverwandten oder Eltern den Hof des zukünftigen Bräutigams in Augenschein nehmen, seinen Besitzstand mustern, die gegenseitigen Bedingungen anhören, um darüber zu Hause beratschlagen zu können. In den südlichen Teilen unseres Gebietes ist noch der „Kuppler“ üblich, dessen Aufga-



Die erste Inszenierung der „Verkauften Braut“ am Interimstheater

be es ist, die Eigenschaften und den Besitz der Braut auszuforschen, sie auf den Liebhaber aufmerksam zu machen und dafür besorgt zu sein, daß bei passenden Verhältnissen die Heirat zustande kommt. Gelingt ihm dies und weiß er das gegenseitige Einvernehmen herzustellen, so erhält er eine angemessene, oft ausgiebige Belohnung, er hat sich, wie man zu sagen pflegt, „den Kuppelpelz verdient.“ Sonntags nach der „Anrede“ erfolgt dann die übliche „Hausbeschau“ durch die Braut und ihre Eltern und, falls von keiner Seite Einwendungen erfolgen, wird die Verlobung, der Leukauf, verabredet.

Die Verlobung findet nach vorhergegangener Einladung durch den „Prokurator“ an einem festgesetzten Tage im Hause der

Braut statt. Der Zweck besteht in der gegenseitigen Verabredung und Feststellung: 1. des Heiratsgutes des Bräutigams, 2. in der Feststellung der Ausstattung der Braut und 3. in der Feststellung des Ausgedinges für die Eltern des Bräutigams. Nach diesem gegenseitigen Übereinkommen wird der „Heiratskontrakt“ ausgefertigt und einige Zeit später durch den Notar beglaubigt. Nach dieser oft sehr langen Verhandlung findet ein Schmaus, die gegenseitige Verlobung des Brautpaares, und die Überreichung der ersten Geschenke (des Handgeldes, Haftlgeldes, Ehetalers) statt.

Die Ehe war damit ursprünglich rechtskräftig geschlossen, der kirchliche Akt der Trauung ist dann später erst dazugetreten.

Denn nach altgermanischer Auffassung ist die Ehe ein *Kauf*, der Verlobungsvertrag oder Heiratskontrakt ein *Kaufvertrag*, was schon das Handgeld (Haftgeld, Ehetaler) beweist.

Daß die Verlobung schon als ein offizieller Rechtsakt galt, beweist auch das hiebei zum erstenmal auftretende Zeremoniell, die feierlichen Ansprachen des Prokurators.

Im Egerlande erfolgt die Einladung zum „Leukauf“ durch den „Prokurator“ in Form einer wohlgesetzten, förmlichen Ansprache. Die Bedeutung dieser Person muß gleich an dieser Stelle ins rechte Licht gesetzt werden. Er ist der eigentliche Zeremonienmeister der bäuerlichen Hochzeit, der die Einladungen in herkömmlicher Form besorgt, den Hochzeitszug leitet, die Ansprachen und Gebete beim Mahle, beim gegenseitigen Verkehr beobachten muß. Sein Amt erfordert also zunächst Würde, ein gutes Gedächtnis, eine vollständige Vertrautheit und Kenntnis aller Hochzeitsbräuche, aber auch einen hellen Kopf, Gewandtheit, Witz, Humor. Denn er soll in zweiter Linie auch erheitern, die Gäste amüsieren, er muß peinliche Pausen geschickt durch scherzhafte Bemerkungen ausfüllen können, auch bei derberen Neckereien und Frozeleien nie den Kopf verlieren, kurz bei Ernst und Scherz in jedem Falle vollkommen gewachsen sein. An vielen Orten ist seine Gestalt allerdings zum bloßen Spaß- und Juxmacher gesunken.

Nach der Einladung zum Leukauf durch den Prokurator versammeln sich die Geladenen mit der Sippe des Bräutigams vor dem Hause der Braut, ohne einzutreten. Die Braut muß hiebei trachten, den Bräutigam zuerst zu sehen, und sich dann verstecken. Würde sie vom Bräutigam zuerst gesehen, so müßte sie eher sterben oder

hätte Ungemach und Schläge in der Ehe zu befürchten. Der Eintritt des Bräutigams geschieht erst, nachdem der Prokurator, der inzwischen allein in die Stube getreten ist, in wohlgesetzter Anrede den Eintritt von den Brauteltern erwirkt hat. Nach dem Eintritt der Sippe des Bräutigams und gegenseitiger Begrüßung und Bewillkommung läßt sich jede Partei (die des Bräutigams und der Braut) an zwei gesonderten Tischen nieder. Es ist inzwischen Abend geworden und nach einer neuerlichen Ansprache des Prokurators werden nun die gegenseitigen Verhandlungen begonnen. Man bespricht sich leise an beiden Tischen, der Prokurator ist der Vermittler, der die gegenseitigen Bedingungen von einem zum anderen Tisch überbringt. Bei diesen wohl mit Rücksicht auf die in Ängsten auf den Ausgang harrende, abseits beim Ofen sitzende oder in der Kammer versteckte Braut leise geführten Verhandlungen darf der Bräutigam wohl mit am Tische sitzen, jedoch ohne an den Beratungen teil zu haben. Die Braut hat an den Beratungen nur dann Anteil, wenn sie elternlos und majorenn ist. Es wird Bier aufgetragen, auch wacker getrunken, aber nichts, höchstens nur Brot gegessen. Die Verhandlungen dauern oft 5–6 Stunden und werden nie vor Mitternacht beendet. Ist aber die Einigung erzielt, so reicht man sich die Hände und wünscht sich Glück; in früherer Zeit wurde dieser Moment durch Schießen kundgegeben. Während sich die Braut festlich ankleidet, wird in ihrer Abwesenheit dem Bräutigam die alte oder „falsche Braut“ vorgeführt, eine verkleidete Person mit Andeutungen der Schwangerschaft, oft auch schon mit einem (ebenfalls künstlichen) „Büschelkind“ am Arm, welche sich naher Beziehungen zum Bräutigam rühmt und auch allerlei spaßhafte Geschenke, die sie von ihm angeblich erhalten, vorweist (statt eines Rosenkranzes einen Strick, an dem Erdäpfel gereiht sind, statt eines Gebetbuches einen Ziegelstein,

statt des Kreuzes ein aus einer Schleiße verfertigtes Kreuz u. a.). Der Bräutigam entledigt sich derselben durch ein Geldgeschenk. Die „alte Braut“ soll – so ist der Glaube – der wirklichen Braut das Unglück aus dem Hause tragen. Nun erst erscheint die wirkliche Braut im Festkleide, reicht dem Bräutigam die Hand und beide werden nach einer feierlichen Ansprache des Prokurators verlobt. Hierauf werden die Tische gedeckt, Braut und Bräutigam setzen sich neben einander, in mächtigen Schüsseln und Kannen wird Essen und Trinken aufgetragen, oft auch noch getanzt. Dieser Schmaus, bei dem nicht gespart wird, dauert bis früh.

Nach dem „Leihkauf“ beschenkt der Bräutigam die Braut mit einem Rosenkranz, einem Gebetbuch, mehreren Talern und alten Silbermünzen und einem Ehering. Beim nächsten Besuch der Stadt kaufte er ihr noch einen breiten Gürtel mit 3 messingenen Schlüsseln, eine Pelzmütze, einen braunen Pelz und für den Vater der Braut einen langen weißen Pelz. Die Braut schickte dem Bräutigam zwei Tage vor der Hochzeit 1 Hemd von feiner Leinwand, mit bunter Seide und Goldfäden ausgehäht und den Ehering.

Die Einladung zur Hochzeit ergeht etwa 14 Tage oder 3 Wochen vorher, zumeist durch die volkstümliche Figur des Hochzeitbitters, Hochzeitladers. Diese wichtige Gestalt, die auch das ganze Zeremoniale bei der Hochzeit leitet und alle Ansprachen hält, muß im ganzen Kodex der Hochzeitsbräuche wohl erfahren sein und außerdem Humor, Witz und Gewandtheit haben, um allen Lagen und mannigfachen Neckereien gewachsen zu sein. In *Grafenried* begleitete den Hochzeitlader der Bräutigam, der einen blanken, mit Seidenbändern gezierten Degen in der Rechten trug. In dem betreffenden Hause malten sie nach der Einladung mit Kreide

an die Innenseite der Stubentür ein „Sträußl“ und schrieben darunter eine Zahl (die Zahl der Personen, welche kommen sollten). An anderen Orten trägt der Hochzeitlader einen Rohrstock mit beinemem Knopf, daran eine lange rote Seidenmasche; die Einladung ist zeremoniell; auch er malt an die Stubentür ein schiefstehendes Rosmarinsträußchen, aber die darunter angebrachte Zahl bedeutet den Preis für das Hochzeitsmahl. In *Silberberg* geht der Hochzeitlader im schwarzen, bändergeschmückten Zylinderhut, auch sein Stock ist mit Bändern behangen, die recht lang und bunt sein sollen. Die Einladung erfolgt in komischer Form. Auch er malt ein Rosmarinsträußchen an die Zimmertür und schreibt darunter den Preis des Besteckes. An vielen Orten unseres Gebietes ist aber diese Gestalt bereits ausgestorben und die Einladung geschieht mündlich durch das Brautpaar selbst.

Während die Einladungen zur Hochzeit ergehen, wird im Hause der Braut fleißig an der Aussteuer oder „Fertigung“ gearbeitet, diese hergerichtet und geordnet, auch zur Schau ausgestellt, manchmal vom Priester geweiht und eingesegnet, wobei die nächsten Anverwandten Käse, Butter, Milch spenden. Von ihrer Taufpatin erhält die Braut ein Kopfpolster, das aber nicht benützt, sondern beim Kindbett zur Schau verwendet wird, oder ein *Agnus Dei*. Auch im Hause des Bräutigams, wo die Hochzeit stattfindet, werden Vorbereitungen für das Mahl getroffen, Bier in Fässern eingeschrotet, Kälber, Schweine, Rinder geschlachtet, Fische eingekauft u. s. w.

1905

---

Zeichnung von Jan Vilímek  
anlässlich der 100. Aufführung in Prag 1882



## „Die verkaufte Braut“ in Wien

Auf Veranlassung der Fürstin Pauline Metternich, dieser großzügigsten Anregerin der bedeutendsten künstlerisch-gesellschaftlichen Veranstaltungen, wurde 1892 in Wien die Musik- und Theaterausstellung eröffnet. Alle Nationen haben die Ausstellung beschickt, mit Manuskripten, Reliquien und dergleichen, die in ungezählten Vitrinen und Pavillons die ganze Rotunde im Prater füllten. Aber nicht nur totes Material wurde zusammengetragen, im unmittelbaren Bereiche des Ausstellungsraumes war auch eine eigene Konzerthalle und ein eigenes Theater errichtet, in denen lebendige Kunst vorgeführt wurde. Bei dieser Gelegenheit kam unter anderem auch die „Comédie Française“ nach Wien. Es gab eine italienische Stagione, zum erstenmal wurde hier Leoncavallos „Bajazzo“ außerhalb Italiens aufgeführt und zu einer der sensationellsten Überraschungen. Damals spielte auch die Duse zum erstenmal in Wien, ebenso wie das Berliner Deutsche Theater mit Kainz und der Sorma.

Selbstverständlich war, daß auch die Nationen der Monarchie sich vollständig beteiligten. Ungarn schickte seine besten Schauspieler, Krakau seine Oper, die Moniuszkos „Halka“ aufführte. Auch nach Prag kam Ende 1891 an deutsche und tschechische Musiker die Einladung, über ihre Beteiligung an der Wiener Musik- und Theaterausstellung schlüssig zu werden. Der deutsche Theaterdirektor Angelo Neumann lehnte eine Beteiligung ab, indem er meinte, Wien und die internationale Welt könnten gar kein Interesse daran haben, wie er „Lohengrin“ oder „Troubadour“ aufführe. In günstigerer Lage sei sein Kollege Šubert vom tschechischen

Nationaltheater, der in Wien heimatische Kunst propagieren könne. Und in der Tat griff Šubert zu und überwand mit der ihm eigenen Energie alle Widerstände, die sich ihm aus den Reihen des Theaterkonsortiums und der pessimistischen Öffentlichkeit entgegenstellten. Mit seinem Ensemble gedachte Šubert in Wien die „Verkaufte Braut“ und den „Dalibor“ von Smetana aufzuführen, Dvořaks „Dimitri“ und Fibichs Melodram „Pelops' Werbung“. Von einer tschechischen Kunst wußte man damals in Wien noch sehr wenig, fast nichts. Überraschend bald hat sich für die Verpflanzung der Kunst Smetanas nach Wien der junge Felix Mottl interessiert, der eben vom Konservatorium gekommene junge Kapellmeister des Wiener Ringtheaters. In einem Schreiben an Smetana vom 26. Dezember 1878 erklärte er, daß er nicht gerade auf das „Geheimnis“ allein erpicht sei, sondern gerne Mühe und Fleiß daran wenden wolle, eine gute Aufführung der Oper „Die verkaufte Braut“ zu ermöglichen, „über welche übrigens Franz Liszt in den wärmsten Worten sprach“. „Wir wollen alles daran setzen, den nationalen Weisen unserer Mit-Österreicher zum Rechte zu verhelfen.“ Vielleicht wäre es um jene Zeit zu einer Aufführung einer Oper Smetanas in Wien gekommen, wenn nicht der Brand des Ringtheaters 1881 die Pläne Mottls vernichtet hätte.

In Wien kannte man bis zur Wiener Musik- und Theaterausstellung von den tschechischen Komponisten eigentlich nur Anton Dvořak und das nur dank dem mächtigen Protektorat Johannes Brahms', der dafür sorgte, daß sein Schützling alljährlich einmal unter Hans Richter in den philharmonischen Konzerten aufgeführt



unbekannte Hochzeitsgruppe, Fotografie von Josef Seidel, Böhmen um 1890

werde. Der Versuch, Dvořaks Oper „Der Bauer ein Schelm“ in Wien einzubürgern, mußte infolge der Demonstrationen deutschnationaler Studenten nach der Premiere aufgegeben werden. Im übrigen galt in Wien Luegers im Wiener Gemeinderat gesprochenes Wort: „Laßt's mir meine Böhm' in Ruh'!“ Und der Wiener hatte sich angewöhnt, im „Böhmen“ nur eine komische Figur zu erblicken. Die Folge war, daß sich die Wiener vom tschechischen Gastspiel eine „Hetz“ versprochen, wogegen die deutschnationalen Studenten ihre Vorbereitungen trafen, um gegebenenfalls das Gastspiel unmöglich zu machen.

So lagen die Verhältnisse, als das tschechische Nationaltheater mit seinem ganzen

Apparat, mit Schauspiel, Oper, ja sogar mit seinem eigenen Orchester in Wien einzog. Der erste Abend war der „Verkauften Braut“ gewidmet, am zweiten sollte Dvořaks „Dimitri“ an die Reihe kommen. Dank der Orientierung durch Hanslick, den journalistischen Herold Brahms', war das Interesse der Musiker auf die Oper Dvořaks konzentriert, von Smetana wußte man nichts. Die Unterströmungen im Publikum machten sich vor Beginn der Vorstellung zur „Verkauften Braut“ bemerkbar. Mit Kornblumen geschmückt saßen die deutschnationalen Studenten da, mit heiterer Miene freuten sich die Wiener kindisch darauf, von der Bühne herab „böhmisch“ zu hören. Dann waren die Musikkritiker da und schließlich Geheim-



unbekanntes Paar, Fotografie von Josef Seidel, Böhmen um 1900

polizisten in großer Zahl, um im gegebenen Fall einzugreifen. Aber die Detektive kamen um ihr Geschäft, dank der politisch klugen Maßnahme des tschechischen Theaterdirektors. Vor Beginn der eigentlichen Oper wurde der Festmarsch Smetanas gespielt, der durch eine geschickte Überleitung in die österreichische Hymne mündete. Beim Eintritt des Haydn'schen Themas teilte sich der Vorhang und in einer malerischen Gruppe huldigte das Personal in Nationalkostümen den auf der Bühne aufgestellten Büsten des Kaiserpaares. Das Publikum brach in Applaus aus, der erwarteten Demonstration war die Spitze abgebrochen. Unmittelbar darauf setzte die Ouvertüre zur „Verkauften Braut“ ein, deren beispiellose Wirkung auf das Publikum alle zeitgenössischen Berichte hervorheben. Wenig hätte gefehlt und die Ouvertüre hätte wiederholt wer-

den müssen. Und der Erfolg der Ouvertüre blieb dem ganzen Werke treu. Es war ein sensationeller Erfolg. Auf der Bühne waren die Träger der Hauptrollen das Ehepaar Vesely und vor allem der unvergeßliche Willy Hesch, der als Kecal den Löwenanteil am Erfolg dieses denkwürdigen Abends davontrug. Am nächsten Tag waren die Zeitungen voll mit enthusiastischen Kritiken des Werkes. Die Referenten der Blätter sämtlicher Parteirichtungen waren einig in der Feststellung, daß hier eine Meisterschöpfung allerersten Ranges gezeigt worden sei. Der mit so großer Spannung erwartete „Dimitri“ von Dvořak wurde eine Enttäuschung und brachte es nicht über einen Achtungserfolg. In gemessenem Abstand zum Erfolg der „Verkauften Braut“ stand auch der Erfolg des „Dalibor“. Nichts lag daher näher, als daß die ursprünglich in Aussicht genommene Zahl der Aufführungen der einzelnen Werke zugunsten der „Verkauften Braut“ geändert wurde. Diese wurde viermal, „Dalibor“ zweimal, Dvořak und Fibich je einmal aufgeführt.

Der Riesenerfolg der „Verkauften Braut“ in Wien wurde überall hinaustelegraphiert und damit der Boden für den bald darauf einsetzenden Siegeszug dieser Oper geebnet. Vor allem aber verlangten die Wiener, daß die „Verkaufte Braut“ in der Hofoper aufgeführt werde. Man machte dem Direktor Jahn zum Vorwurf, daß er von der Existenz dieses Werkes nichts gewußt habe. Jahn verschanzte sich hinter der Ausrede, daß das Werk, das tschechische Bauern auf die Bühne bringe, nicht hofopernfähig sei, trotzdem der Kaiser schon im Oktober 1866 einer Aufführung der „Verkauften Braut“ im tschechischen Interimstheater in Prag beigewohnt und erklärt hatte, daß er sich gut unterhalten habe. Von seiner Auffassung war Jahn nicht abzubringen. Inzwischen hatte auf Anregung des Verlages Weinberger Max

Kalbeck eine Übersetzung der „Verkauften Braut“ hergestellt, deren literarische Qualitäten gegenüber dem Original so hoch sind, daß von Bauern nicht mehr viel übrig bleibt. Des Werkes nahm sich statt der Hofoper 1893 das Theater an der Wien an, die erste Operettenbühne Wiens, deren Personal damals für die Aufführung der „Verkauften Braut“ besonders ergänzt werden mußte. Musikalischer Leiter war der Komponist der Operette „Der Hofnarr“, Adolf Müller junior. Zur Einstudierung der Tänze wurde der Ballettmeister der tschechischen Oper August Berger berufen, der auch ein eigenes tschechisches Ballett nach Wien mitbrachte. Wieder war der Erfolg außerordentlich, die „Verkaufte Braut“ wurde en suite mehrere Monate hindurch gegeben. Infolge der Unpäßlichkeit der Sängerin der Titelrolle wurde die tschechische Sängerin Frau Vesely nach Wien berufen, die im Rahmen der deutschen Vorstellung die Partie Mariechens in tschechischer Sprache sang. Dem Erfolg dieser Aufführungen und dem Drängen der Presse und der musikalischen Kreise konnte sich auch Direktor Jahn nicht länger widersetzen. Da aber sein Antagonismus gegen die „Verkaufte Braut“ weiter andauerte, führte 1894 Direktor Jahn den „Kuß“ auf, 1895 „Das Geheimnis“, und erst im folgenden Jahr kam die Reihe endlich auch an die „Verkaufte Braut“. Die Aufführung kam zustande, als der bereits erwähnte Willy Hesch 1896 der Hofoper verpflichtet wurde. Ob Jahn aus Starrsinn oder schon aus Gesundheitsrücksichten die Einstudierung der „Verkauften Braut“ nicht persönlich leitete, mag dahingestellt bleiben. Tatsache ist, daß die Premiere der dritte Kapellmeister der Hofoper J.N. Fuchs dirigierte. 1897 zieht Mahler in die Hofoper ein und bestimmt als erste seiner Novitäten Smetanas „Dalibor“. Der „Dalibor“ ist Mahler schon seit den achtziger Jahren ans Herz gewachsen. Noch von Prag aus empfiehlt er



Ehepaar aus Hackelhöf,  
Fotografie um 1900

Max Staegemann, dem Direktor des Leipziger Stadttheaters, seinem nächsten künstlerischen Wirkungskreis, Aufführungen von Smetana, der ihm „besonders bemerkenswert“ erscheint. „Wenn seine Opern in Deutschland auch nie repertoirefähig werden können, so wäre es doch immerhin der Mühe wert, einem gebildeten Publikum wie das Leipziger ist, einen so durchaus originellen und ursprünglichen Musiker vorzuführen.“ Mahler unterzieht in Wien den „Dalibor“ einer musikalischen und vor allem dramaturgischen Revision, indem er die Schlussszene abändert. Während im Original Dalibor in einen Kampf mit Budivoj und seiner Schar gerät und sich im Kampfe selbst ersticht, läßt Mahler nach dem Trauerchor der Mägde an Miladas Leiche, indem er das Nachspiel weiterspinnt, den Vorhang langsam fallen.

„Dalibor“ hat in der Hofoper wieder einen großen Erfolg. Er erhält sich dauernd auf dem Spielplan, wenn er auch nicht so häufig erscheint wie die „Verkaufte Braut“. Der erste Dalibor ist der berühmte Wagnersänger Hermann Winkelmann – bekanntlich der erste Parsifal –, Milada Frau Sedlmayr; später tritt eine Umbesetzung ein, Dalibor wird Erik Schmedes, Milada Anna Mildenburg. Nach dem „Dalibor“ nimmt sich Gustav Mahler auch der „Verkauften Braut“ an und trägt sich dann noch mit dem Gedanken, die „Libuscha“ zu geben. Aber die prononcierte nationale Tendenz machte die Verwirklichung dieses Planes unmöglich. Man hätte von der Schlussszene abstrahieren müssen, aber eine so überzeugende Lösung des Schlusses, daß dem Werk keine Gewalt geschehe, ließ sich nicht finden. Aus denselben Gründen hat auch Mottl, der sich schon lange vorher für die „Libuscha“ interessierte, von einer Aufführung des Werkes absehen müssen.

Von all den Werken Smetanas hat jedoch nur die „Verkaufte Braut“ sich wirklich die Welt erobert. Schon ein Jahr nach der Wiener Musik- und Theaterausstellung tritt sie unter dem Titel „Az eladott menyasszony“ in Budapest auf, 1894 in Stockholm als „Brudköpet“. Im alten Österreich findet

man sie in Graz, Salzburg, Innsbruck, Linz, Ischl, Gmunden, Meran, Klagenfurt, Laibach, Krakau, Lemberg, in Ungarn in Preßburg, Temesvar, Ödenburg, Essegg, Szege-din. Groß ist die Zahl der deutschen Städte, die die „Verkaufte Braut“ kennengelernt haben. Ohne daß die Liste vollständig sein will, seien nur Berlin, Braunschweig, Hannover, Magdeburg, Mainz, Köln, Düsseldorf, Elberfeld, Koblenz, Bonn, Essen, Aachen, Metz, Münster, Hamburg, Bremen, Stettin, Königsberg, Danzig, Schwerin, Mannheim, Darmstadt, Dessau, Koburg, Kassel, Worms, Wiesbaden, Heilbronn, Karlsruhe, Stuttgart, Straßburg, Augsburg, Bamberg, München, Regensburg, Nürnberg, Frankfurt, Erfurt, Weimar, Eisenach, Gotha, Halle, Chemnitz, Leipzig, Dresden, Breslau, Görlitz genannt. Aber auch Petersburg, Warschau und Riga, London, Antwerpen und New York haben sie kennengelernt.

---

Die Familie Adalbert Reif aus Hafnem,  
Fotografie von Josef Seidel 1916



# Alles klingt bekannt und vertraut

Kritik zur Wiener Erstaufführung 1892

Fröhliche Pfingsten wollen wir feiern nach dem Geheiß der Schrift; denn wir sind Alle einmüthig bei einander und glauben an den heiligen Geist, der vom Himmel fährt mit feurigen Zungen! Unsere Herzen sind erweckt, unsere Ohren aufgethan, und wir hören einen Jeglichen mit unserer Sprache reden. „Sind nicht diese Alle, die da reden, aus Galiläa? Wie hören wir denn ein Jeglicher seine Sprache, darinnen wir geboren sind?“ Wahrlich, es geschehen noch Zeichen und Wunder. Seit das königlich böhmische Landes- und Nationaltheater die *Comédie française* abgelöst und sich mit Oper und Drama häuslich im Ausstellungstheater eingerichtet hat, verstehen wir sogar czechisch. Oder bilden wir es uns nur ein? Keineswegs. Wir trällern unser „*Nechte vzdechu, nechte lkáni*“ mit Smetanas reizender Melodie so verständnißsinnig vor uns hin, als hätten wir es am Ufer der Moldau schon in der Wiege vernommen. So das Herz mitspricht, nimmt auch die Zunge keinen Anstoß, und die Konsonanz unserer Empfindungen hilft über alle Konsonanten fort.

Wohl selten mögen stärkere Gegensätze zusammengeprallt sein als die Bühne Molières und das „goldene Haus“ von der in-selb-reichen Ultava; ein die Jahrhunderte hindurch sorgfältig gepflegtes Institut des raffinirtesten romanischen Kulturvolkes und hart daneben die junge Gründung eines aus seiner vorgezeichneten Laufbahn durch unglückliche Ereignisse in die Barbarei des Mittelalters zurückgeworfenen slavischen Stammes, der erst in der neuesten Zeit wieder seine vielumstrittenen Aspirationen auf selbstständiges nationa-

les Leben geltend zu machen beginnt. Aber diese Gegensätze sind ausgeglichen und versöhnt worden durch die für jeden vorurtheilslosen Beobachter unabweisbare Thatsache, daß hier wie dort ein klares künstlerisches Bewußtsein zum Worte kommt. Die Böhmen haben uns gezeigt, daß sie eine nationale Kunst besitzen, und wenn es etwas giebt, worum wir Deutschen sie beneiden können, so ist es die jugendliche Frische, die unverdorbene Begeisterungsfähigkeit dieses hochbegabten Volkes, der frohe Muth der Ueberzeugung, mit welchem es für seine idealen Güter und Errungenschaften eintritt. Es vertraut und baut auf die urwüchsige Kraft seines vaterländischen Bodens und braucht nicht nach den Abfällen fremder, in Fäulnis übergegangener Kulturen zu hassen, um aus der abgequälten und ermüdeten Erde ein paar kümmerliche Fruchthalme hervorzulocken. Die grüne Saat sprießt allenthalben von selbst zum Lichte und verspricht eine goldene Ernte. Während wir uns mit verschrobenen Theorien herumschlagen, die abenteuerlichsten Mechanismen in Bewegung setzen, vor lauter Aftergelehrsamkeit und Verbildung Gefahr laufen, den gesunden Geschmack und Menschenverstand zu verlieren, während wir unter ewigem Raisoniren, Zaudern, Klügeln, Hin- und Herüberlegen, Schulmeistern und Salbadern unnütz die schönste Zeit verbringen, haben Andere zehn Mal ihr Werk gethan und schmausen munter an der reichbesetzten Tafel des Lebens und der Kunst.

O wie erquickend, endlich einmal den Moder, Staub und Duft der Jahre abzu-



Unbekannte Hochzeitsgruppe, Atelieraufnahme, Josef Seidel um 1910

schütteln und in das reine Element paradiesischer Einfalt einzutauchen! Wir begrüßen Dich, Friedrich Smetana, und danken Dir für das köstliche Bad der Verjüngung, das Du in Deiner Meisteroper uns gerüstet hast. Wohllaut ist die Stimme Deines Mundes, würziger Wiesen- und Waldesduft der Hauch Deines Athems, Sonnenschein das Leuchten Deines Auges, kindliche Heiterkeit das Lächeln Deiner Lippen und Einfachheit das Geheimnis Deiner Kunst. Versinkt nicht vor diesem liebenswürdigen tönenden Abbilde der Natur das schmutzige lügenhafte Schauer-gemälde des modernen Verismus wie ein wüster beängstigender Traum? Zeigt doch das eine, gänzlich unerwartet und höchst zufällig sich darbietende Beispiel für hun-

dert andere, daß die vielberedete und verlästerte Wahrheit der Kunst kein abschreckendes, moralisirendes Scheusal von Häßlichkeit, sondern ein unschuldiges schönes Kind ist, das weder etwas beweisen noch widerlegen, sondern ohne irgend welche tiefsinnige Hintergedanken seines holden Daseins sich erfreuen will. Ja, der deutsche Idealismus möge in die böhmischen Dörfer gehen, wenn er sich erlustiren will. In Smetana-Sabinas „*Prodaná nevěsta*“ (zu deutsch „Die verkaufte Braut“) befinden wir uns mitten auf dem Dorfe. Das saubere ländliche Nest ist kein aus den Wolken der Spekulation gefallenes Auerbachsches sentimentales Literaturdorf, aber auch nicht die übelriechende Mistfinkenhöhle, welche das passende „Mi-



Ehepaar aus Lodus,  
Fotografie um 1895

lieu“ für die zweibeinigen hysterischen Ferkel unserer jüngsten Alkoholdichter abgeben könnte. Daselbst geht eine sehr harmlose, nicht im Geringsten aufregende Geschichte vor sich, von der Niemand hinterdrein so recht begreift, wie sie drei Akte ausfüllen und uns einen langen Abend über Kurzweil bereiten kann. Jenik und Marenka, Hans und Grethe oder Marie, lieben einander, wie sich von selbst versteht. Aber der Bauer Kruschina hat seine Tochter dem Sohne Michas versprochen, und die Aufgabe des schlaunen Heirathsvermittlers Kecal soll es sein, das Verhältnis der Liebenden aufzulösen und Marie mit Wenzel, einem stotternden Tölpel, zusammenzubringen. Hans geht scheinbar auf die Vorschläge Kecals ein und ver-

kauft seine Braut für dreihundert Gulden; um diesen Preis willige er ein, daß Marie nur „dem Sohne Michas“ gehören solle. Marie geräth außer sich über den Verrath ihres Geliebten und würde aus Verzweiflung selbst den blöden Wenzel nehmen, obwohl dieser, von einer reisenden Kunstreiterin bezaubert, sich als verkleideter Tanzbär um alles Ansehen im Dorfe gebracht hat. Da tritt im entscheidenden Augenblicke Hans hervor, legitimirt sich als der verschollene ältere Bruder Wenzels und führt unter Zustimmung der beiderseitigen Eltern und allgemeinem Jubel die Braut heim.

Mit einer derartigen fadendünnen und fadengeraden Fabel, in welcher es keinen einzigen künstlich verschlungenen Knoten aufzulösen giebt, vermochte nur ein glückliches Genie etwas anzufangen und auszurichten. Als ein solches Genie aber bewährte sich Friedrich Smetana in jeder Hinsicht. Sein Werk, das ungefähr dreißig Jahre alt ist, scheint an keine bestimmte Zeit gebunden; es könnte noch älter oder noch jünger sein, ohne daß es dabei an Reiz gewänne oder verlöre. Denn der Komponist verfolgte weder eine „Richtung“, noch gehörte er zu einer „Schule“, noch diente er einer „Partei“. Seine Richtung wurde von dem Wege gegeben, den noch Jeder eingeschlagen hat, der getrost der eigenen Nase nachgehen durfte; seine Lehrmeisterin war die große allliebende Mutter der Künste, die von ihren entarteten Kindern leider so oft und so gröblich mißverständene Natur, und als seine Partei sah er das Volk an, im engeren Sinne die Gemeinde seiner Landsleute, im weiteren die gesammte musikalische Welt. Aus dem Volke heraus, für das Volk hat er gesungen; in seinen Melodien findet sich wieder, was an freundlichen Gefühlen das menschliche Herz bewegt, und so wie er singt, wird man immer singen wollen. Alles klingt bekannt und vertraut, als hätten

wir es schon tausend Mal gehört, und doch wieder neu und eigenthümlich, so daß Jedermann, angenehm betroffen, still hält und lauscht, um nur ja keinen Ton zu verlieren. Smetanas Melodien sind so gewiß Kunstmusik, wie die fugirte Ouverture der Oper mit ihrem, das ganze Dorf auf die Beine bringenden, einen Ameisenhaufen schnellfüßiger Achtelnoten mobil machenden Thema welche ist. Das Volk empfindet und denkt, aber es bildet nicht; es hat Einfälle, tiefer und merkwürdiger, als der Künstler sie hat, aber es kann sie nicht verwerthen. Erst der Dichter, der Bildner, der Musiker, schmilzt das klingende Gold aus dem tauben Gestein und giebt dem edlen Metalle, nachdem die Schlacken abgefallen sind, Form und Glanz. Smetanas Form verräth überall eine leichte sichere Hand, die beim ersten Angreifen das Richtige trifft. Ohne sich von der älteren komischen Oper zu emanzipiren, nimmt der Komponist sich doch die Freiheit, er selbst zu sein. Was ungebundenen Geistern zur lästigen Fessel wird, dient ihm zum bequemen Beförderungsmittel. Die einzelnen in sich abgeschlossenen Musikstücke der Oper sind durch Rezitative verknüpft, die sich kaum zum Arioso erheben, sondern meist beim bloßen Parlando bleiben. Das Werkes Seele aber ist der frei und unbezwungen sich ergießende schöne Gesang, der im Orchester seinen festen Rückhalt hat. Oft erscheinen die Singstimmen nur wie aufgesetzte Lichter, die ein fertiges Bild beleben, als wären sie erst später hinzugefügt worden. Aber auch wo sie die Träger der Melodie sind, läßt der Komponist sie nicht geme allein gehen; er gesellt den hübschen Kindern, damit ihnen unterwegs kein Unfall zustoße, immer ein begleitendes Instrument hinzu. Die Klangfarben des Orchesters sind durch den ländlichen Charakter des Stoffes bestimmt; Geiger und Holzbläser überwiegen, die Klarinette, das Lieblingsinstrument der Böhmen, führt das große Wort.



Altes Ehepaar aus Hodowitz,  
Fotografie um 1895

Sehr gelungen ist die Verwendung des Fagotts in komischen Situationen, wie in jenem spaßhaften Dialog zwischen Hans und Kecal, wo der listige Kuppler den Liebhaber zu beschwatzen sucht, er möge sich eine reichere Braut aussuchen, die wenigstens zwei Kühe im Stalle, einen Hof voll Hühner und eine nagelneue Truhe in die Ehe mitbringt. Die hohe Oboë macht sich über das tiefe Fagott lustig, der Liebhaber, scheinbar entzückt von der vortheilhaften Partie, lacht den Heirathsvermittler aus.

Wohl hätten die Handlung und die Personen der Oper einem impressionistischen Farbenkleckser, wie deren auch in der Tonmalerei vorkommen, Gelegenheit zu absonderlicher Kraftentfaltung geboten; Smetana begnügt sich mit einem be-

schreibenden Kolorit und legt das größte Gewicht auf die Zeichnung. Dabei verfährt er nach echter Meisterart, d. h. er ordnet die Nebenfiguren den Hauptfiguren unter, und während er die ersteren flüchtiger behandelt, führt er die letzteren genau aus. Im Zentrum der Oper steht der piffige Heirathsvermittler, ein origineller, drolliger Charakter von höchst persönlicher Natur, reich ausgestattet mit einer Menge von feinen musikalischen Zügen. Neben ihm treten die beiden Liebenden selbstständig hervor, für ihre lyrische Sendung mit den süßesten Melodien ausgerüstet. Ihr *B-Dur*-Duett, ein erotischer Zwiesgespräch von schmelzendem Wohlklang, zeigt ihre Herzen so innig verbunden wie ihre Stimmen. In der Begegnung mit dem stotternden Wenzel läßt Marie den Schelm blicken, der ihr im Nacken sitzt, und ihr verführerischer, an Mozarts Zerline anklingender Gesang giebt der niedlichen Heuchlerin einen neckischen Anflug von Ernst. Der tölpelhafte Freier wird durch das Stammelied, das seines Gebrechens spottet, gekennzeichnet: er kommt immer von einem Takttheil zu spät und ruht gleich wieder von der Anstrengung des Sprechens aus. Dem Deutschen mag der Originaltext *po...po...povidala* bedenklicher erscheinen, als er thatsächlich ist. Die übrigen Personen, die beiden Elternpaare, der Komödianten-Prinzipal und dessen Tochter Esmeralda, stehen weiter zurück; der bunte Aufzug der Gaukler bedeutet überhaupt nur eine geschickt eingefügte Episode, welche durch die Fremdartigkeit ihrer Erscheinung besticht und das stockende, dramatische Leben der Oper zur rechten Zeit wieder in Fluß bringt. Von den wirkungsvollen Ensembles sind die Fremdlinge als unbetheiligte Personen ausgeschlossen; die Kunst des mehrstimmigen Satzes bleibt in der Familie. Ohne gerade bedeutend zu sein, und sich mit kontrapunktischen Problemen näher zu befassen, erfreuen und entzücken diese Terzetten,

Quartetten, Chöre und Finalsätze doch durch die Frische ihrer Erfindung, die Natürlichkeit ihres Ausdruckes und den Wohlklang ihrer Harmonien. Sie sind uns bei Weitem lieber, als irgend ein frostig ausgeklügeltes Schul- und Kapellmeisterstück, zumal das auf einem Anapäst aufgebaute, schlanke Vokalextrakt in *A-dur* (eigentlich nur ein Quartett mit stellenweise verdoppelten Stimmen). Smetanas stark ausgeprägtes rhythmisches Gefühl macht sich hier wie an vielen anderen Stellen des Werkes vorthellhaft bemerkbar. Zwar steht seine Rhythmik unter dem Banne des Zweivierteltaktes – die Polka liegt dem Czechen im Blute, wie dem Oesterreicher der Ländler – aber wie geschmeidig und graziös bewegt er sich darin, und welche Mannigfaltigkeit weiß er durch Synkopen und andere Verschiebungen der Takttheile hineinzubringen!

Bei den für Jedermann deutlich am Tage liegenden Vorzügen der „*Prodaná nevěsta*“ wundert es uns, daß Smetanas Meisteroper, obgleich sie im Verlaufe von zwanzig Jahren hundertundfünfzig Mal in Prag gegeben worden ist, noch immer nicht den Siegeszug durch die Welt angetreten hat, den sie früher oder später einmal antreten muß. Allerdings wird sie nicht so leicht wieder eine so stylgerechte Aufführung finden, als ihr bei ihrer denkwürdigen Premiere im Ausstellungstheater beschieden war. Ohne ein in allen Theilen vollkommenes Ensemble dürfte gerade dieses anspruchslose Werke nicht vorgeführt werden.

---

Josef Seidel, Fotografie um 1900,  
Hochzeit Adalbert Schneider in Kalsching





Gerhard Böhme

## „Ich darf Musik nicht einmal denken“

Der kranke Smetana

Am 2. März 1824, um 10 vormittags, wurde Smetana in dem kleinen, verträumten Litomušl (Leitomischl), etwa 100 Kilometer östlich von Prag, geboren. Er war das elfte von achtzehn Kindern. Sein Vater František Smetana (1777–1857) arbeitete als Braumeister und Pächter in der Brauerei des Grafen Waldstein. Er war bekannt als leidenschaftlicher Jäger und passionierter Geiger. Über die Mutter, Barbora geb. Lynková (1792–1864), die der Vater in dritter Ehe heiratete, ist nicht viel bekannt. Im Hause Smetana wurde viel musiziert, die Kinder erhielten allesamt Musikunterricht und wirkten bei abendlichen Hauskonzerten mit. Unter den Geschwistern entpuppte sich Bedřich Smetana bald als besonders begabt. Mit fünf Jahren erhielt er Geigen- und Klavierunterricht, mit acht Jahren erprobte er sich im Komponieren, mit 15 schrieb er für seine erste Jugendschwärmerei eine Polka. Die Schulzeit war für Bedřich Smetana eher eine Last. Mit wechselnden Leistungen in verschiedenen Schulen in Iglau, Prag und Pilsen durchstand und beendete er sie endlich in Pilsen unter der gestrengen Aufsicht seines aufgeklärten, patriotischen Veters Josef Franz Smetana, der in der dortigen Philosophischen Hochschule Physik lehrte.

Dem Einsatz seines Veters war es zu verdanken, daß Bedřich Smetana in Prag eine musikalische Ausbildung beginnen konnte. Die Voraussetzungen waren nicht die

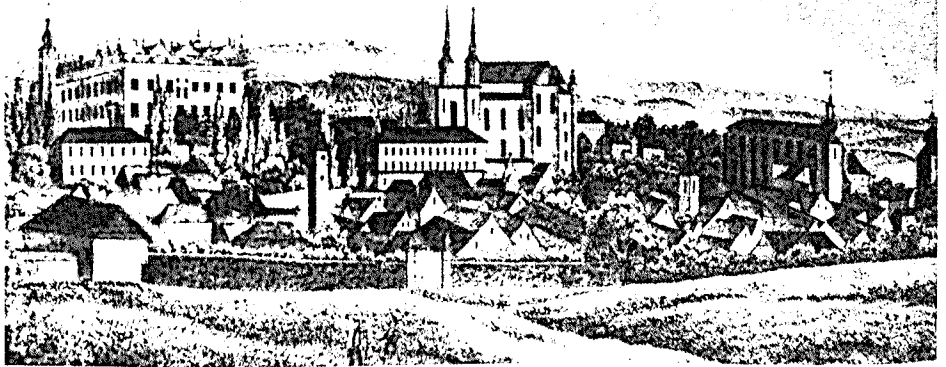
besten. Am Konservatorium wurde er nicht angenommen, über Barschaft verfügte er nicht, und Klavierstunden geben reichte kaum für den Lebensunterhalt; ein Klavier konnte er sich erst nach Monaten auf Anleihe leisten. Bei dem bekannten Prager Pädagogen Josef Proksch erhielt er für einen Gulden die Stunde Musikunterricht. Seinen Lebensunterhalt verdiente er sich während der folgenden drei Jahre als Musiklehrer im Dienste des Grafen Leopold Thun-Hohenstein.

Proksch, seit dem 13. Lebensjahr blind, war für die weitere musikalische Ausbildung und Orientierung Smetanas von großer Bedeutung. Neben der musikalischen Tradition bezog er Vertreter der Moderne mit ein, so Robert Schumann, Frédéric Chopin und besonders Franz Liszt, der Smetanas sinfonisches Schaffen richtungweisend beeinflusste. Prokschs pädagogisches Leitprinzip „... daß der ganze Mensch die künstlerische Idee ausmache und darstelle“, wurde für Smetana zum gestalterischen Element seiner kompositorischen Arbeit.

Der junge Smetana erkrankte in seiner Kindheit und Jugend mehrmals. Einige Hinweise finden sich in seinem gewissenhaft geführten Tagebuch, das er anfangs in deutscher, später in tschechischer Sprache abfaßte. 1835 und 1839 erkrankte er an zwei schweren Infektionskrankheiten. Aus seinen Aufzeichnungen und zeitgenössischen Briefen sind allerdings keine eindeutigen Rückschlüsse möglich, die eine eindeutige Diagnose gestatten. In seinen Tagebüchern schrieb er lediglich: „... auch

---

Smetana mit seiner zweiten Frau,  
Hochzeitsfoto 1860



Leitomischl, Geburtsort Smetanas

*war ich während der Zeit zweimal lebensgefährlich krank.“*

Im Klavierspiel bildete sich Smetana selbst weiter und trat im Frühjahr 1845 erstmals in einem öffentlichen Konzert auf, zusammen mit Kateřina Kolářová, einer Klavierlehrerin der Proksch'schen Musikschule.

Mitte 1847 kündigte Smetana die Stellung als Hauslehrer und begann seine künstlerische Laufbahn als Pianist. Seine erste Konzerttournee erwies sich jedoch als Fiasko. Wieder war er auf die wenig lukrative Arbeit des Klavierstundengebens angewiesen, die ihn kaum über Wasser hielt. Ein langfristiges Projekt, die Gründung einer eigenen Musikschule, sollte ihn der zermürbenden finanziellen Sorgen entheben. Die Bewilligung der Konzession zog

sich jedoch so lange hin, daß er sich in seinen aktuellen Nöten an keinen geringeren als Liszt wandte. Er sandte ihm das Manuskript seiner „Six morceaux caractéristiques“ op. 1 und bat um finanzielle Unterstützung. „... In der größten Unruhe bitte ich noch einmal, und ich hoffe nicht umsonst, Ihre Antwort, möge sie enthalten, was sie wolle, mein Glück oder Unglück, nicht zu verschieben, sondern bald aus meinen Zweifeln dadurch mich zu entreißen; denn in einigen Wochen könnte vielleicht – kein Smetana existieren ...“ Eine wahre Verzweiflungstat, dieser Brief mit der unmißverständlich formulierten Selbstmorddrohung. Nichtsdestoweniger antwortete Liszt prompt nach einer Woche dem Unbekannten mit einem Lob der Komposition, die er 1851 in Leipzig drucken ließ. Dieses Ereignis leitete eine

langjährige Freundschaft zwischen beiden ein.

Im Sommer 1848 wurde die Musikschule mit einem noch recht spärlichen Inventar von drei Klavieren eröffnet und erwies sich bald als einträgliche Existenzgrundlage. Im darauffolgenden Sommer war es dann soweit. Finanzielle Unwägbarkeiten standen den privaten Plänen Smetanas nicht mehr entgegen, und er heiratete am 27. August seine Jugendliebe, die begabte Pianistin Kateřina Kolářová (1827–1859).

Aus dieser ein Jahrzehnt währenden Ehe gingen vier Kinder hervor, von denen nur eines, die Tochter Zofie (Sophie; 1853–1902), ihren Vater überlebte. Das erstgeborene Kind, die musikalisch hochbegabte Bedřiška (Friederike), starb mit vier Jahren 1855 an einer Infektionskrankheit. Unmittelbar nach dem Tod „Fritzchens“ entstand das ihr gewidmete Klaviertrio in d-moll, noch in der klassischen Sonatenform, doch mit sehr bekenntnisthaftem Charakter: *„Das Trio in d-moll entstand in Erinnerung an mein geniales Kind Friederike, das in seinem vierten Lebensjahr an Diphtherie gestorben ist.“*

Mit den Konzertabenden, die Smetana regelmäßig neben seiner Lehrtätigkeit veranstaltete, wollte sich kein rechter Erfolg einstellen. Die ersten Kompositionen fanden wenig Anklang beim konservativ gestimmten Publikum. An der Musikschule ging die Schülerzahl zurück, bedingt durch die Konkurrenz neu eröffneter Musikschulen.

Die beruflichen Perspektiven Smetanas in dem auf kulturellem Gebiet doch recht provinziellen Prag wiesen eher in eine Sackgasse. Grund genug, eine Einladung nach Göteborg zu erwägen, wenngleich private Nöte Smetana noch zögern ließen. Kateřinas Gesundheit wurde durch eine

ansteckende Lungentuberkulose zusehends geschwächt.

Friedrich Smetana war von kleiner Gestalt und zarter körperlicher Konstitution. Er war hochgradig kurzsichtig und mußte etwa ab dem 14. Lebensjahr eine Brille tragen.

Das Aussehen des Komponisten im Jahre 1859 schilderte sein Diener Jan Rys, den Smetana als fünfzehnjährigen Jungen nach Göteborg mitnahm: *„Die schwächliche, aber feste Gestalt steckte in einer graubraunen, hemdartig zugeschnittenen Joppe, mit sehr weiten Ärmeln ... Schon damals trug Smetana goldene Brillen. Das kastanienbraune Haupthaar hing ihm ‚bis auf die Schultern‘ und glänzte, als wären die Haare eingeeilt, was sie jedoch in Wirklichkeit nicht waren ... Der Bartwuchs bestand aus drei Gruppen: über den Lippen ein dunkelkastanienbrauner, leicht rötlicher Schnurrbart, am Kinn ein ‚Ziegenbart‘ und zu beiden Seiten ‚Koteletten‘ ... Die Persönlichkeit Smetanas weckte Interesse, ja, man sagt, daß Smetana sogar ‚hübsch‘ sein konnte, wenn er lachte. Die Anmut seines Lächelns erhöhten noch zwei Reihen schöner weißer Zähne.“*

Bevor sich Smetana entschlossen hatte, 1856 nach Schweden zu reisen, traf er mit Liszt zusammen und verbrachte mit ihm zwei lange Monate mit Musizierabenden, ausgedehnten Diskussionen und künstlerischen Anregungen, die den Jüngeren, Unerfahrenen in seinen Plänen bestärkten.

Am 17. Oktober kam Smetana in Göteborg an. Er war 33 Jahre alt, gänzlich unbekannt und als Komponist noch befangen in der Auseinandersetzung mit Tradition, Moderne und einem eigenständigen Stil.

Eine Woche nach seiner Ankunft debütierte er als Pianist und wurde bald in der

Funktion des Direktors der Philharmonischen Gesellschaft „*Harmoniska Sällskapet*“ zum musikalischen Mittelpunkt der Stadt. Die folgenden fünf Jahre, die er hier als Pianist, Dirigent und Komponist verbrachte, gehören zu den denkwürdigsten in seiner Laufbahn.

Überschattet wurden die Göteborger Jahre durch den Tod von Smetanas Frau im Frühjahr 1859, die nach jahrelangem Siechtum der Tuberkulose erlag. Am 19. April trug Smetana in sein Tagebuch ein: „... *Es ist vollbracht! – Käthe, mein theures, inniggeliebtes Weib ist heute früh gestorben, sanft, ohne daß wir was wußten, bis mich die Stille aufmerksam machte. Leb wohl, Engel!*“ Die Klavierskizzen zu „*Macbeth*“, niedergeschrieben unter den Eindrücken dieses Ereignisses, ähnlich wie schon das Klaviertrio in d-moll im Andenken an seine verstorbene Tochter „*Fritzen*“, lassen die Verzweiflung und Niedergeschlagenheit des Verfassers erahnen. Sie geben, wie auch in seinem späten kammermusikalischen Werk, Zeugnis davon, daß Privates, Persönliches zur Quelle von Inspiration und Kreativität wurde.

Ein Jahr später war Smetana wieder verheiratet. Seine zweite Frau, Bettina Ferdinandová (1840–1908) war eine sehr gebildete, vielseitig talentierte attraktive Frau. Sie verfügte über eine schöne Singstimme, zeichnete und malte fast professionell und war eine außerordentlich versierte Schauspielerin. Mit ihr verbrachte Smetana das letzte Jahr in Göteborg, um im Mai 1861 endgültig nach Prag zurückzukehren.

Nationalpatriotische Zeitungen wurden in Böhmen gegründet, allorts schlossen sich Zirkel zu nationalromantisch gefärbten Kulturvereinen zusammen, ein vom Ständetheater unabhängiges, tschechisches Opernhaus war in Planung und ein

Opernpreisausschreiben sollte Anreiz sein für tschechische Musiker, eine vom Volkstümlichen getragene Musikbewegung zu beleben.

Grund genug für Smetana, nach Prag zurückzukehren und dort seine ehrgeizigen Pläne zu realisieren. Mit dem engagierten Dichter Karel Sabina als Librettisten schuf Smetana in einem knappen Jahr seine erste Oper „*Die Brandenburger in Böhmen*“ und reichte sie 1863 dem Wettbewerb für eine „*wahrhaft nationale*“ Oper ein. Drei Jahre später hatte dieses der neudeutschen Ästhetik verpflichtete dramatische Erstlingswerk Premiere am Interimstheater mit Smetana als Dirigent. Es wurde ein rauschender Publikumserfolg, die Kritiker waren begeistert: „*Smetana ist berufen, mit seinen Arbeiten den Grundstein des Gebäudes zu legen, das einmal als ‚tschechische Oper‘ bekannt werden wird*“. Nach solch einhelligem Urteil konnte auch die Jury nicht mehr zögern, und der Opernpreis wurde, allerdings mit Einschränkungen, an Smetana vergeben.

Einen weiteren Erfolg konnte er in diesem Jahr für sich verbuchen: Er erhielt den langersehnten Posten des Kapellmeisters am Interimstheater. Eine große Chance für Smetana, zumal nach seinen Göteborger Erfahrungen, auf das Prager Musikleben maßgebend einzuwirken und richtungsweisende Schwerpunkte in der noch jungen tschechischen Oper zu setzen, Entschädigungen für die Anfangsschwierigkeiten in Prag, die Smetana gezwungen hatten, eine zweite Musikschule zu eröffnen und als Musikpädagoge seinen Lebensunterhalt zu bestreiten.

---

Božena und Zdenka,  
Smetanas Töchter aus zweiter Ehe



# BESEDA



salonni tanec  
pro PIANO slozil

danse  
nationale Boheme  
pour PIANO par

## FERDINAND HELLER.

Vlastnost nakladatelů Zveřejněno v jejich jedné  
V PRAZE, AD. CHRISTOPH & W. KUHE.

č. 1104

V Lipsku, Noiet & Günther

Cena 80 kr.  
15 gr.

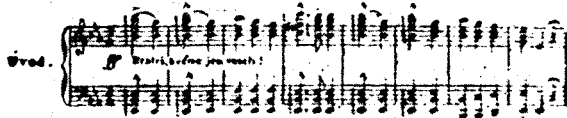
Ve Vídni, C. A. Spina.

### BESEDA.

I

Valseharm.

Prod. Heller



Nachdem die Erstlingsoper sich als durchschlagender Erfolg bewährt hatte, hielt Smetana mit seiner nächsten Oper nicht mehr länger zurück. Die Arbeit an der „*Verkauften Braut*“ war schon vor einem Jahr beendet worden, wieder hatte Sabina das Libretto geschrieben, und mit diesem lieferte Smetana eines der gelungensten Werke in der Operngeschichte. Die Premiere der populärsten tschechischen Oper am 30. Mai 1866 war ein glatter Reinfall. Allmählich erst erwarb sich die heiterste der acht Smetana-Opern die Gunst des Publikums und die 100. Aufführung war denkwürdig in der tschechischen Musikgeschichte.

Parallel zur Buffo-Oper „*Die verkaufte Braut*“ komponierte Smetana „*Dalibor*“, ein heroisch-tragendes Gegenstück. „*Dalibor*“, das von Smetana meistgeschätzte Werk, hatte bei seiner Premiere im Jahr 1868, angesetzt zur Grundsteinlegung des Prager Nationaltheaters, zwar Erfolg, doch war es eher ein Achtungserfolg, der seine Überschwenglichkeit aus dem nationalen Festakt bezog. Nach wenigen Aufführungen verschwand es vom Spielplan, um erst nach Smetanas Tod wiederentdeckt zu werden. Immerhin wurde diese Oper zum Stein des Anstoßes für die Kämpfe der konservativen Alt-Tschechen, allen voran der Kritiker František Pivoda, gegen den Neuerer und „*Wagnerianer*“ Smetana.

Bis zur Niederlegung seines Kapellmeisteramtes sollte Smetana mit den Angriffen und Vorwürfen seitens der Vertreter dieser konservativen Herkunft, die sich als letzte Bastion der italienischen Oper gegen neu-

deutsche Romantik und französische Opéra comique verstanden, zu kämpfen haben.

Die folgenden Jahre waren ausgefüllt mit kulturellen Aktivitäten und kompositorischer Arbeit. Über drei Jahre hinweg arbeitete er an einem Sujet aus der böhmischen Sagenwelt und 1872 war vollendet, was zur nationalen Festoper der Tschechen wurde: „*Libuše*“, sein meistgeschätztes Werk, konnte er selbst nie aufgeführt hören. Als es 1881 zur Einweihung des Nationaltheaters aus der Taufe gehoben wurde, war Smetana praktisch gehörlos. „*Zwei Witwen*“, eine komische Salonoper in zwei Aufzügen, entwarf er 1873 innerhalb von sechs Monaten. Die Uraufführung der Oper ein Jahr später wurde ein rauschender Erfolg, der letzte, den Smetana miterleben und hören konnte.

Schon die Arbeit an der „*Moldau*“ und „*Vyšehrad*“, zu Beginn 1874, die noch während der Komposition der „*Zwei Witwen*“ begonnen wurde, verlief unter gesteigerter nervlicher Belastung, die sich vor allem in einer Überempfindlichkeit des Gehörs niederschlug. Smetana mußte die Fenster seines Zimmers verschließen, wenn er die Klänge einer Blaskapelle oder eines Leierkastens vernahm, da diese „*falschen Töne*“ ihn schmerzten und quälten, so daß er oft „*über solch Getöse*“ ungehalten wurde.

Erste Hinweise auf ähnliche Störungen finden sich bereits im Jahre 1862. Der damals 38jährige Komponist klagte über vorübergehende akustische Sinnestäuschungen, die er in einem Brief an seine Frau vom März 1862 ausführlich beschrieb: „*Ich hörte, wahrscheinlich als überspannte Nervenaffizierung, fortwährend den Doppelgesang zweier männlicher Stimmen in G-dur mit tiefem Orgelklang, der aufhörte, wenn ich den Kopf aus dem Wagen hinaus-*

---

Titelblatt des Klavierauszugs 1862.  
Die Beseda war ein beliebter Gesellschaftstanz.  
Im Medaillon rechts vorne Smetana unter den  
Tanzenden.

streckte, aber sofort wieder anfang, sobald ich mich zurechtsetzte.“ Inwieweit es sich hier um ein echtes Frühsymptom einer Ohrerkrankung oder einer Neurasthenie gehandelt hatte, ist schwer zu entscheiden.

Im Verlauf des Jahres 1874 entwickelte sich zusehends aus zunächst noch undifferenzierten, scheinbar unzusammenhängenden Symptomen die an Gehörlosigkeit grenzende beidseitige Hörstörung, deren Verlauf Smetana sorgfältig in seinem Tagebuch aufzeichnete:

30. April 1874: „Seit dem 12. (April) bin ich mit einem Eitergeschwür krank.“

11. Juni 1874: „Meine Halsbeschwerden dauern ohne Unterbrechung an, und das habe ich jetzt schon ca. 2 Wochen.“

28. Juni 1874: „Ich bin fortwährend mit dem Hals krank.“

14. Juli 1874: „Ich fahre nach Prag zur Konsultation des Doktors. Ich bekam einen Ausschlag auf dem Körper. Der Doktor hat mir versichert, daß es nichts Böses ist.“

24. Juli 1874: „Ich habe zeitweise verlegte Ohren, und gleichzeitig dreht sich mir der Kopf, als hätte ich Schwindelanfälle. Das Übel begann nach einer kleinen Entenjagd, während sich das Wetter plötzlich änderte. Derweil kurierte ich mich bloß mit Inhalationen.“

In den nächsten Tagen stellten sich während Spaziergängen Hörhalluzinationen ein. Smetana berichtete von „... eigenartig schönen Flötentönen ...“ und gleichzeitig, daß in seinem rechten Ohr die Töne der höheren Oktave anders gestimmt waren als im gesunden Ohr.

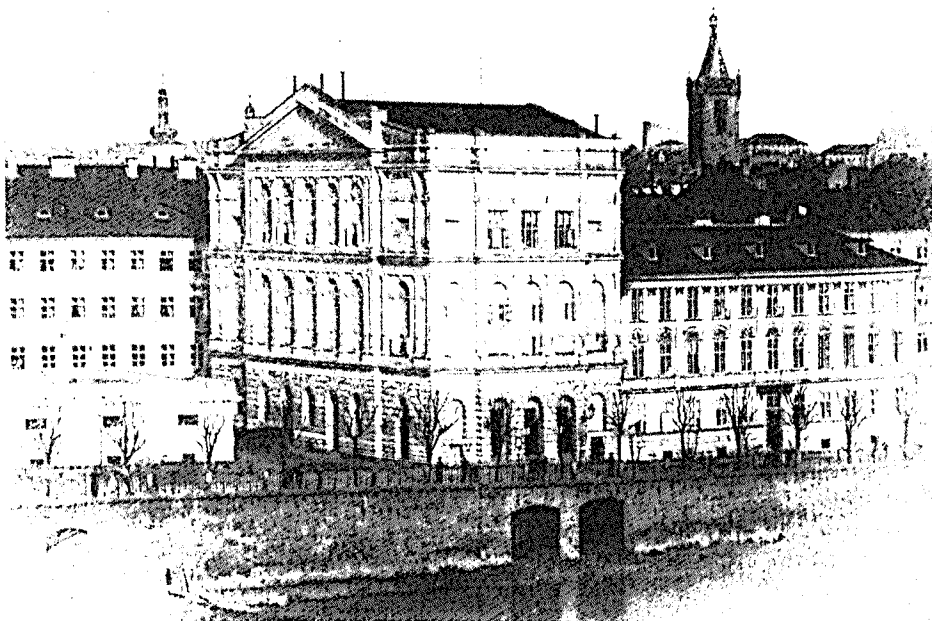
Im Juli 1874 suchte er Professor Emanuel Zoufal in Prag auf, eine Kapazität auf dem Gebiet der Ohrenheilkunde. Dr. Zoufal diagnostizierte einen Katarrh der Eustachischen Röhre (Ohrtrumpete) und behan-

delte laut Tagebuchaufzeichnungen Smetana vom 8. August zunächst mit „Luftinhalationen“. Einen Monat später mußte Smetana in seiner Tätigkeit als Kapellmeister aussetzen und richtete an den Vorstand des Landestheaters in Prag die Bitte, ihn für unbestimmte Zeit seiner Verpflichtungen als Dirigent zu entheben. Er schrieb am 7. September 1874 an den Vorstand des Landestheaters, Dr. Antonín Čížek: „Es ist meine Pflicht, Sie von dem harten Schicksalsschlag zu unterrichten, der mich betroffen hat: es ist zu befürchten, daß ich vielleicht mein Gehör einbüße. Schon im vergangenen Juli, gleich nach der öffentlichen Probe, bemerkte ich, daß ich in einem Ohre die Töne der höheren Oktaven anders gestimmt höre als im anderen Ohre und daß es mir zeitweise in den verlegten Ohren zu brausen beginnt, als stünde ich in der Nähe eines starken Wasserfalles. Dieser Zustand änderte sich ständig, aber schon Ende Juli blieb es permanent, und es traten Schwindelanfälle hinzu, so daß ich zu schwanken begann, und mich beim Gehen nur mit Anstrengung im Gleichgewicht erhalten konnte ... Ich eilte nach Prag zurück, um mich von Dr. Zoufal, dem berühmten Ohrenspezialisten, behandeln zu lassen. Ich stehe bis heute in seiner Behandlung. Er untersagt mir jedwede Tätigkeit in der Musik; ich darf nicht spielen und darf und kann auch niemand spielen hören. Große Tonmassen verdichten sich mir zu einem Knäuel, und ich kann die einzelnen Stimmen nicht auseinanderhalten. Und so bitte ich Sie denn, Herr Doktor ... mich auf unbestimmte Zeit meiner Verpflichtung zu dirigieren und Proben abzuhalten, entheben zu wollen, da ich diesen Dienst vorläufig nicht versehen kann. Wenn sich mein Zustand im Laufe des weiteren Vierteljahres verschlimmern sollte, wäre ich gezwun-

---

Bedřich Smetana und die Orchestermitglieder  
des Interimstheaters, 1870





Interimstheater in Prag (1862–1883), Uraufführungstheater der „Verkauften Braut“

*gen, wie es sich von selbst versteht, meine Stellung im Theater aufzugeben, und mein trauriges Los auf mich zu nehmen ...“*

Im September und Oktober 1874 verschlechterte sich Smetanas Zustand dramatisch, und die Taubheit auf dem linken Ohr ließ ihn kapitulieren. Er legte sein Amt als Kapellmeister nieder und erhielt eine jährliche Rente von 1200 Gulden. Als Ausgleich mußte er die Rechte auf seine bisherigen Opern unentgeltlich an das Theater abtreten. Eine denkbar schlechte Vereinbarung, an der jedoch Smetana trotz wiederholten Angehens nichts ändern konnte. Mit dieser Abfindung bewegte er sich am Rande des Existenzminimums und war bis zuletzt auf die Unterstützung anderer angewiesen. Denn durch seine Hörstörung konnte er weder

durch Konzerte noch durch Klavierunterricht seine finanzielle Misere beheben. Ihm blieb nur noch das Komponieren, und auch daraus konnte er für sich keinen materiellen Gewinn mehr beziehen.

In dieser schweren Krise entstanden Werke, die unvergänglichen Wert besitzen. Am 18. November 1874 beendete er die sinfonische Dichtung „Vyšehrad“ aus dem sechsteiligen Zyklus „Mein Vaterland“. Bereits zwei Tage später begann er mit dem nächsten Werk aus dem Zyklus und innerhalb von drei Wochen komponierte er „Die Moldau“.

Professor Zoufal, der bereits Anfang September zu einfachen „Luftduschen“ übergegangen war, nahm wahrscheinlich unverändert einen Katarrh der Ohrtrompete

an. Ab 15. September katheterisierte er die Ohrtrompeten über die Nase. Smetana trug am 4. Oktober in das Tagebuch ein, daß auch die „Tubenkatheterisierungen“ keine Besserung brachten. Professor Zoufal versuchte es nun mit „Ätherspritzen“. In der Nacht vom 19. auf den 20. Oktober 1874 wurde auch das linke Ohrtaub. Nach einer leichten und vorübergehenden Besserung notierte Smetana am 24. Oktober resignierend: „Schon fast eine Woche sitze ich zu Hause, darf nicht ausgehen. Muß meine Ohren in Watte eingehüllt haben und völlige Ruhe bewahren. – Ich befürchte das Äußerste: Daß ich völlig mein Gehör verloren habe. Ich höre nichts. Wie lange soll dieser Zustand noch währen? Sollte ich nie mehr genesen?!“

Und einen Monat später findet sich im Tagebuch die Eintragung: „Mein Ohrübel ist in dem gleichen Zustand wie zu Beginn des Monats. Ich höre nichts, weder auf dem rechten, noch auf dem linken Ohr. Wenn nur wenigstens das Sausen aufhören wollte.“ Auf Anordnung seiner Ärzte lebte er wochenlang in abgedunkelten, mit dicken Teppichen ausgestatteten Räumen, damit kein Laut zu ihm dringen konnte. Jede geistige Beschäftigung, auch das Musizieren, wurde ihm untersagt. Selbst sprechen durfte er nicht, und auch seinen Familienangehörigen war nur eine Flüsterunterhaltung in seiner Nähe erlaubt.

Verehrer und Schüler versuchten für Smetana alles nur Denkbare zu erreichen, denn er selbst war viel zu arm, um sich kostspielige Ärzte zu leisten. Durch solche großzügige und bereitwillige finanzielle Unterstützungen und durch Konzerte konnte er ärztliche Kapazitäten im Ausland aufsuchen. Er reiste nach Deutschland und Österreich und konsultierte die bekanntesten Ohrenärzte der damaligen Zeit.

Im April 1875 begab er sich in Behandlung von Professor Anton Friedrich von Tröltzsch nach Würzburg. Der berühmte Ohrenarzt empfahl eine Öffnung der Trommelfelle. Smetana schilderte unmittelbar nach dieser Deutschlandreise dem Wiener Ohrenspezialisten Professor Dr. Adam Politzer seine Erkrankung: „Seit Juni 1874 litt ich an Gehörstörungen, zeitweiliges Klingen bald im linken bald im rechten Ohr, meist die höchsten Töne der 4 gestrichenen Oktaven enthaltend. – Im Juli gesellte sich dazu ein stärkeres Sausen, wie anschlagende Wellen, später bei jeder stärkeren Wendung des Kopfes Schwindel. Ich fing an weniger zu hören, und zwar rechts. Ende Juli frug ich den Professor der Ohrenheilkunde Dr. Zoufal in Prag um Rath, der nach genauer Prüfung fand, daß beide Ohren angegriffen sind. Vorläufig rieth er mir Ruhe und Schonung des Gehörs an, Unterlassung des Pianospieles, und täglich einmal d. h. 5 Minuten lang, mußte ich die Mündung eines Kautschukschlauches – den Namen desselben weiß ich nicht zu nennen – ins Ohr stecken. Ich wohnte nämlich den August hindurch auf dem Lande bei meiner Tochter, um die nöthige Ruhe zu haben. Anfang September – unterdeß zurückgekehrt nach Prag – wandte Dr. Zoufal die Luftdouche mittels des Katheders an. Im Oktober besserte sich mein Zustand links. Ich hörte da vollkommen gut. Das rechte Ohr aber ist völlig taub geworden. Ende Oktober bin ich auch links taub geworden, und zwar schnell binnen 2 oder 3 Tagen, ob in Folge des wieder aufgenommenen zwar mäßigen Klavierspiels? oder einer anderen Ursache wegen? – Ich blieb nun, was man sagt, stocktaub, bis Ende Februar trotz aller ärztlichen Hilfe. Dann in dieser Zeit wandte Professor Zoufal in beiden Ohren die Luftdouche mit Ballon an. – Seit März dieses Jahres finde ich eine Besserung im linken Ohr insofern, als ich alle starken hellen Geräusche, wie Pfeiffen, hohe Stimmen, die Zischlaute usw., deutlich hö-

re, aber alle ohne Unterschied mit einer Färbung, so wie prasselndes dünnes Holz. Die Worte kann ich nicht unterscheiden, sondern höre nur die hellen Vokale i, e, a und die Zischlaute s, sch usw. heraus.“

Am 5. und 6. Mai war Smetana bei Politzer in Wien. Dieser diagnostizierte eine „Labyrinthlähmung“ und riet zum „Elektrisieren“. Fazit dieser aufwendigen Reise war, daß selbst so berühmte Kapazitäten wie Tröltsch und Politzer nicht helfen konnten. Am 24. Mai 1875 berichtete Smetana in einer Kalendereintragung von einer mehrwöchigen Schmierkur, bei der die Salbe hinter den Ohren und auf dem ganzen Körper aufgetragen werden mußte. Diese Kur wurde wahrscheinlich vom Prager Ohrenarzt, Professor Zoufal, verordnet. Inwieweit es sich um eine Empfehlung Politzers handelt, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Während dieser Behandlung durfte der Kranke das Haus nicht verlassen, die Ohren mußten mit ölgetränkter Watte verschlossen werden, die Wohnung wurde hermetisch verschlossen und zur Geräuschkämpfung mit dicken Teppichen ausgestattet. Auch dieser, für die heutige Zeit kurios anmutende Therapieversuch, führte zu keiner Besserung und am 30. Juni 1875 notierte er: „Prüfung meines Hörvermögens. Ich bemerke keinen Fortschritt. Der Doktor war zufrieden.“

In der Zwischenzeit dürfte es den behandelnden Ohrenärzten klar geworden sein – eine Mittelohrentzündung lag nicht vor. Vielmehr mußte es sich um eine Innenohr- oder Hörnervenkrankung handeln. Die erfolglose Schmierkur wurde von Hörübungen abgelöst, eine Art Hörtraining, das aus einzelnen Tonfolgen des Klaviers und Vorsprechen von Lauten bestand. Smetana setzte seine Hoffnung erneut in eine Elektrotherapie. „Der letzte Versuch! – Dann wird sich mein Los ent-

scheiden!“ Der Prager Ohrenarzt Zoufal, der sich in der Zwischenzeit selbst einen Apparat zum Elektrisieren angeschafft hatte, begann am 25. Oktober 1875 mit der Elektrotherapie. Smetana vermeinte eine geringe Besserung zu verspüren, aber auch dieser Behandlungsversuch erwies sich als Fehlschlag.

Die Mitteilungen über ärztliche Bemühungen werden immer seltener. Resigniert trägt der 52jährige an seinem Geburtstag am 2. März 1876 in sein Tagebuch ein: „Wenn meine Krankheit unheilbar ist, wünschte ich, von diesem leidvollen Dasein lieber bald erlöst zu werden ...“

Am 18. Februar 1883, also ein Jahr vor seinem Tod, gab er letztmalig einen ausführlichen Überblick über die Krankheitsgeschichte seiner Hörschädigung an den Musikpsychologen Carl Stumpf in Prag: „Das Jahr, wo ich völlig taub wurde, zuerst auf das rechte Ohr, 2 1/2 Monate auf das linke, ohne daß das rechte seine Erkrankung erleichtert hätte, war 1874. Von Oktober 1874 bin ich total taub geworden auf beide Ohren ... In der ersten Zeit, wo die Krankheit begann, und nur die linke Seite für äußere Toneindrücke empfänglich war, ertönte des Abends außerhalb des geschlossenen Zimmers, draußen im Hain ein wunderbar schönes Flötenspiel, jeden Abend; erst seit meiner Ankunft in Prag verschwand es, und nie mehr durch alle Jahre kehrte es zurück; während des Tages plagten mich lang haltende in höchster Piccololage gehaltene Akkorde in As dur ... welche abwechselnd ertönten, und welche ich im Tone E (viergestrichen) des Finales meines Streichquartettes auszudrücken glaubte ... Und in diesem beklagenswerthem Zustande habe ich Werke von größtem Umfange geschrieben, ohne sie je gehört zu haben ... Von einer Kritik meiner Werke kann keine Rede sein. Ich sehe sie vor mir,

Handwritten musical score for 'Die verkaufte Braut'. The score consists of multiple staves. The top section includes a vocal line with lyrics in French: 'Al. Tr. 1<sup>mo</sup>...'. The middle section features a vocal line with lyrics in French: '2. Réponds lui. Tu peut beaucoup lui pas, et tu peut beaucoup...'. The bottom section contains instrumental accompaniment. The notation is in black ink on aged paper.

„Die verkaufte Braut“, Seite aus der Partitur

**Král. zemské české divadlo v Praze.**

Dnes ve středu dne 30. května 1866. (Hra mimo předplacení.)  
**POP R V Ě :** (Osobním vedením skladatele.)

# Prodaná nevěsta.

Komedická zpěvohra ve 2 jednáních. Slova od K. Sabiný. Hudba od Bedřicha Smetany.  
 Nová dekorace jevi od divadelního malíře pana Macourka zhotovena.

**OSOBY:**

Krasna, učedk.	pan Pabek	pan Pabek
Učedník, jeho bratr	pan Procházka	pan H. J. J. J.
Mateřka, jeho matka	pan Štěpán	pan H. J. J.
Hvězda, jeho matka	pan Štěpán	pan H. J. J.
Učedník, jeho matka	pan Štěpán	pan H. J. J.

**Začátek v 7 — konec o 9 hodině.**

Tržby ze dnešního dne budou v celku 1000 Kč. Z toho 500 Kč bude věnováno na údržbu divadla.  
 Za příčinou nezemního dne zavázáno zitra divadlo uzavřeno.

Novoměstské divadlo. V pátek dne 1. června 1866. (53. hra v předplacení.)  
**KRÁSNE GRUZINKY.**  
 F. Th.

Theaterzettel zur  
 Premiere  
 „Die verkaufte Braut“

aber ich habe von allen Werken, die ich hier oben bezeichnete, nicht einen Ton gehört, und doch lebten sie in mir, und von bloßem Vorstellen erregten sie in mir: Rührung bis zu Thränen, im Entzücken schwelgen, staunen und bewundern, das Geheimnis des schaffenden Innern! ...“

Zeugte noch der Zyklus „Rêves“ von der Niedergeschlagenheit und Resignation, wurde die Oper „Der Kuß“ sein glattes Gegenteil und eines der heitersten Werke aus der Feder Smetanas. Die Uraufführung im Jahr 1876 war die strahlendste Premiere, die Smetana erlebte.

Der verzweifelte Komponist, der jede Möglichkeit auf Heilung erwog, geriet in die Hände eines Scharlatans. Ein in Rußland arbeitender Kapellmeister mit dem Namen Klíma versprach mit zweifelhaften Methoden Besserung. Smetana fuhr im November 1877 zu ihm in das nahe gelegene Lamborg und ließ sich hinter dem Ohr und am Hals punktieren. „Das Resultat war Null; statt des Gehörs gewann ich einen geschwollenen Hals.“

nochmalige Hoffnung schöpfte Smetana im März 1880 aus der Ankündigung eines neuen Hörapparates „Dentiphon“. Sein Kommentar zu dieser Apparatur war recht eindeutig: „Um hören zu können, müßte ich überall mit einer ganz großen Kiste auf dem Rücken umherlaufen.“ Er hörte mit dem voluminösen Gerät ebenso wenig wie zuvor.

Smetana war zu Beginn seiner Hörschädigung auf dem Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens als Komponist und Dirigent angelangt. Von der Unheilbarkeit seiner Krankheit überzeugt, war Smetana nun gezwungen, sich endgültig in die Nähe von Jabkenice zurückzuziehen. In der ländlichen Stille des Forsthauses von Jabkenice ging er viel spazieren, spielte Schach und interessierte sich für die täglichen Ereignisse. In den Vormittagsstunden widmete er sich ganz dem komposi-



Kecal;  
Zeichnung von M. Aleš

torischen Schaffen. Die Taubheit bewirkte zunächst keine Beeinträchtigung der kompositorischen Fähigkeit. Im Gegenteil, seine Schaffenskraft verstärkte sich noch, ähnlich wie die Ludwig van Beethovens, der sich ebenfalls trotz seiner Hörschädigung in seinem musikalischen Ausdrucksvermögen noch steigern konnte. Praktisch taub komponierte Smetana seine schönsten Werke, denn sein inneres Ton- und Klangvorstellungsvermögen war erhalten geblieben.

Allerdings müssen in einer Smetana-Pathographie auch zusätzliche Schwierigkeiten betrachtet werden, die der Künstler beim Komponieren zu überwinden hatte. Sie werden am besten durch seine eigenen Worte deutlich: „Man stelle sich den Wirbel von Musik in einem Menschen vor, der das Gehör verloren hat. Niemand hat davon eine Ahnung, wie einem tauben Menschen die Gedanken davonlaufen. Wenn ich sie nicht gleich aufschreibe, weiß ich nach einer Weile nicht, wie sie waren, und ich war doch in bezug auf das Ge-

dächtnis als Phänomen verschrien.“

Durch seine Gehörlosigkeit verlor Smetana allmählich den Kontakt zu seiner Umwelt. Er trat zwar noch wenige Male als Klaviervirtuose auf, aber der Verlust des Gefühls für Klangdynamik und Lautstärke war nicht zu überhören. Am 11. Juni 1881 fand mit der Aufführung seiner Oper „Libuše“ die festliche Eröffnung des Nationaltheaters statt; doch blieb sein Traum, an diesem Tage selbst dirigieren zu können, unerfüllt. Aus der Festrede Smetanas stammen die Worte: „Meine Herren! Ich soll Ihnen für all das danken und muß Ihnen bekennen, daß ich zittere, denn nichts ist mir so beschwerlich, als zusammenhängend zu sprechen. Kaum spreche ich einen Satz aus, so weiß ich im nächsten Augenblick nicht, was ich eben erst gedacht habe, weil ich mich nicht höre. Es fehlt mir die copia verborum, ich habe sie begraben in der copia tonorum, die mich das ganze Leben hindurch erfüllte“. In der Pause bat der österreichische Thronfolger Erzherzog Rudolf den Komponisten in die Hofloge.



Smetanas Tochter Zofie

„Kaiserliche Hoheit, ich bin so unglücklich, nichts zu hören ... Ich bin seit sechs Jahren stocktaub ...“, mußte sich Bedřich Smetana entschuldigen. Er dirigierte trotzdem drei Monate später als Beitrag zum Wiederaufbau des abgebrannten Nationaltheaters in einem öffentlichen Konzert am 28. September 1881 das Vorspiel zu seiner Oper „Libuše“.

Bei Opernbesuchen genügte es Smetana, die Vorgänge auf der Bühne und die Bewegungen der Orchestermglieder und des Dirigenten zu verfolgen, denn er kannte die aufgeführten Werke zumeist auswendig. Die 100. Aufführung von Smetanas Oper „Die verkaufte Braut“ am 5. Mai 1882 wurde zu einem letzten großen Triumph für den Komponisten.

Mehr als die Hörschädigung beeinflusste eine psychiatrische Krankheit das weitere Leben Bedřich Smetanas. Diese kann kei-

neswegs nur als Konzentrationsstörung infolge Gehörlosigkeit erklärt werden.

Eine entscheidende Wende in Smetanas Krankheit trat in den letzten Monaten des Jahres 1881 und besonders seit 1882 ein. In dieser Zeit klagte er über eine zunehmende Nervosität und mangelnde Konzentrationsfähigkeit beim Komponieren. Er verfaß sofort wieder, was er geschrieben hatte, so daß er gezwungen war, immer wieder von vorn nachzulesen. Trotzdem arbeitete Smetana fieberhaft weiter. „Ich will doch meinem Volke all das schenken, was ich ihm schuldig bin und was ich in meinem Herzen trage“, schrieb er am 24. Februar 1882.

Eine dramatische Zuspitzung seines Gesundheitszustandes erlebte der praktisch gehörlose, von Ohrgeräuschen geplagte Smetana seit Ende 1881, die sich 1882 noch steigern sollte. „Komponiert in der Nervenkrankheit, welche aus der Taubheit entstand“. Diese Worte setzte der berühmte Musiker dem 2. Streichquartett d-moll aus dem Jahre 1882/83 voran. In einem Brief vom 4. Dezember 1882 schilderte er solche Zustände, die ihm das Komponieren zusehends unmöglich machten: „Die Arbeit hinterläßt mich gewöhnlich ganz verwirrt, ich muß sehr aufmerksam und langsam schreiben und immerfort die früheren Motive suchen ...“

Der uncharakteristische Beginn einer psychiatrischen Erkrankung mit erheblicher Nervosität, Konzentrationsstörungen und Nachlassen der schöpferischen Fähigkeiten mündete in einen plötzlichen Zusammenbruch im November 1882. Smetana erläuterte die Symptome am 9. Dezember 1882: „Mit mir ist eine große Veränderung geschehen. – Etwa vor drei Wochen verlor

---

Der vorzeitig gealterte Smetana mit 56 Jahren, Fotografie



ich gegen Abend plötzlich die Stimme, das heißt die Möglichkeit und Fähigkeit, meine Gedanken auszudrücken. Ja, selbst das Lesen fiel mir schwer. Ich konnte mich der Namen der lebenden und historischen Personen nicht erinnern, ich schrie nur immerfort tje-tje-tje und dazwischen waren lange Pausen, wo ich mit offenem Munde dasaß. Niemand wußte sich mit mir Rat, man wollte schon um den Arzt schicken – es war schon spät am Abend –, als das Übel allmählich wieder schwand. Ich konnte wieder lesen und entsann mich wieder aller Namen. – Nach einigen Tagen, etwa nach einer Woche, wiederholte sich der Vorfall in noch weit stärkerem Maße, ich konnte nicht ein Wörtchen aus mir herausbringen.

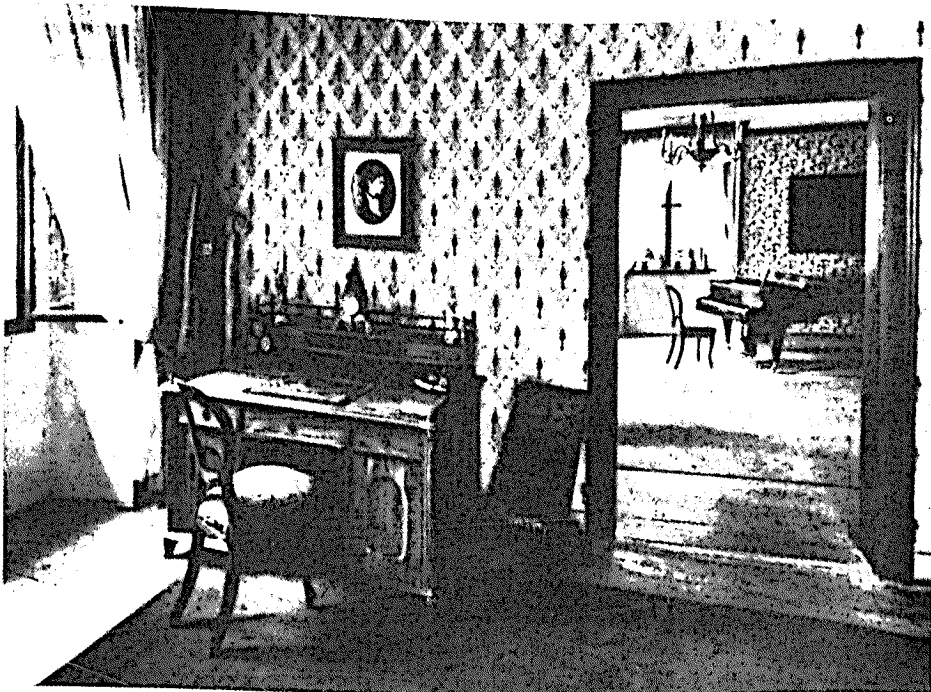
Man legte mich sofort ins Bett, wo ich mich langsam erholte. – Der Arzt verbot mir jeden Tropfen Wein, Bier oder Alkohol und erklärte, es sei dies ein Blutandrang in das Gehirn und es könne geschehen, daß ich ds Bewußtsein verliere, ja selbst den Verstand. Die geistige Arbeit des Gehirns beim Erfassen neuer musikalischer Ideen, die andauernde Taubheit, die Überlastung der Gehörnerven trieben angeblich den starken Blutlauf ins Gehirn, das sozusagen erstarre und in diesem Augenblick nichts fassen konnte. – Der Arzt untersagte jedwedes Lesen, das länger währt als höchstens eine Viertelstunde, und weiter jedwede Beschäftigung mit Musik überhaupt. Ich darf Musik nicht einmal denken, weder meine eigenen noch fremde Kompositionen lesen, noch mir in Gedanken vorstellen, selbst wenn dies alles ein Jahr dauern sollte. – Es war schon höchste Zeit und schon in Prag machten sich Anzeichen bemerkbar, ich war ständig unzufrieden, meine neue Kompositionen waren mir zuwider und bedrückten mich manchmal so, daß ich am ganzen Leibe zitterte. Den ganzen Sommer über litt ich an Kältegefühlen und die Lust zu Scherzen schwand mit jedem Tag.“

In diesem wechselvollen psychischen Zustand vollendete Smetana noch die Einleitung und die Polonaise der Orchestersuite „Prager Karneval“ und begann mit der Oper „Viola“ nach einem Shakespeare’schen Text. Im Oktober äußerte Smetana im Kreise seiner Freunde: „Ich komponiere nur deshalb noch, damit man einmal weiß, was im Kopf eines Musikanten vorgeht, der sich in einem solchen Zustand befindet wie ich.“ Immer wieder traten kurzzeitige Besserungen auf, zeitweise war er im Jahre 1883 völlig beschwerdefrei und empfing Besucher in Jabkenice. Manchmal stand er am Fenster und winkte nicht vorhandenen Personen auf der Straße zu. Die Hausangestellten mußten darauf achten, daß es zu keinem Selbstmordversuch kommen konnte.

Die aus der Zeit um 1884 bekannten Briefe sind ziemlich verworren und die Sätze unzusammenhängend. Smetana beschrieb akustische und optische Halluzinationen, von deren Wirklichkeit er fest überzeugt war. Er schilderte, wie „in sein Zimmer bei geschlossenen Türen eine lange Reihe ganz unbekannter und verschiedenartiger Gestalten eintrat, besonders eine Schar wunderschöner und kostbar gekleideter Damen, wie er nicht verstehen konnte, woher diese große Gesellschaft so plötzlich kommt und was sie da in seiner Einsamkeit sucht, und wie er insbesondere die Damen mit der Bemerkung nach Prag schickte, daß sie sich dort besser unterhalten würden.“

Ein abwechselnd in tschechischer und deutscher Sprache abgefaßter Brief vom 19. Januar 1884 ist Dokument der zunehmenden geistigen Verwirrung: „Lieber Freund! Ich schreibe in größter Eile, damit sie mir kaufen 20 bis 30 mal Postbriefmarken rot mit großem Fünfer (dazu zeichnete Smetana die Briefmarke, der Verf.), wenn ich nach Prag komme, zahle ich die schuldigen 30 Fl. Ich habe so eine Wut, daß ich am



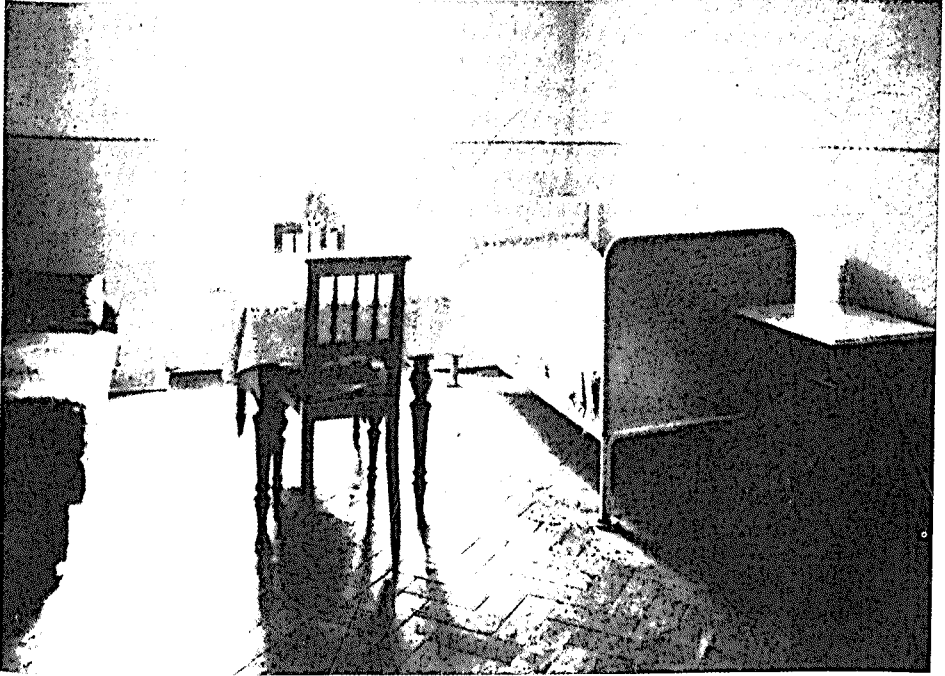


Smetanas Arbeitszimmer in Jabkenice, im Nebenraum der Flügel Ullrich

der Anstalt für Geisteskranke in Prag lautete: „Der Kranke ist schlecht genährt, der Körper zittert, Schwäche höchsten Grades bewirkt, daß er nicht aufrecht stehen kann. Der Kranke liegt im Bett zusammengekrümmt, wacht in der Nacht, schreit und spricht unverständlich. Das Schlucken ist beschwerlich, er verschluckt nur Flüssiges. Die Artikulation ist erschwert, die Zunge schwer beweglich, die Stimme tief, stark, häufig macht der Kranke Bewegungen, als ob er ein Orchester dirigierte, dabei zittern seine Hände. Der Puls ist dünn, weich, der rechte Mundwinkel einigermäßen herabhängend. Wenn er spricht oder schreit, ist die linke Hälfte des Gesichtes unbeweglich. Er steht vom Bett auf, schleppt sich unter großem Geschrei auf der Erde. Es scheint, daß er von unangenehmen Vorstellungen verfolgt ist. Der Kranke bewegt

eigenartig mit der rechten Hand. Die Sprache ist unverständlich.“

Der behandelnde Arzt, Dr. Václav Walter, schilderte anschaulich die letzten Tage Smetanas: „Auf der Chaiselongue rutschte ein schwatzender Greis hin und her. Die Krankheit Smetanas zog sich schon lange hin und war eigentlich schon inauguriert durch seine Taubheit. Er war von vollständig getrübttem Bewußtsein und dabei sehr unruhig. Obwohl er selbst sich nicht mehr erhalten konnte, gönnte er doch in den ständigen expansiven Affekten weder sich noch seiner Umgebung auch nur eine Weile Ruhe. Zureden konnte man ihm nicht. Er hörte nicht. Zum Glück war er nicht stark und konnte leicht überwältigt werden. Nahrung lehnte er ab, und es war notwendig, ihn zu füttern. Die Rede Smetanas,



Smetanas Sterbezimmer in der Prager Anstalt für Geisteskranke

gleich von Anfang an paralytisch verwischt, verschlechterte sich bis zur Unverständlichkeit. Von den Besuchern erkannte er bereits niemanden mehr. Lichte Intervalle hatte er nicht. Nur Ohnmachten und Halluzinationen. Es war absolut keine Hoffnung auf einen Rückgang der Krankheit oder gar auf eine Heilung. Leiblich war der Meister Haut und Knochen, die verkörperte Morschheit. Langsam verlöschte er. Mit der rechten Hand schlug er Takt, brummte dabei, wobei er sich bemühte, Musikinstrumente nachzunehmen, und in disharmonischen Sequenzen stieß er plötzlich mit ungewöhnlicher Kraft einen Ton aus wie ein heftiger Schlag auf die türkische Trommel: bumm! Manchmal lachte er mit dem gebrochenen, dem Stöhnen ähnlichen Lachen der Paralytiker. Am 12. Mai 1884 erwarteten wir Smetanas Tod schon früh. ...

Um halb fünf Uhr nachmittags verhauchte er.“

Die Leiche des sechzigjährigen Smetana wurde am nächsten Tag in das tschechische Pathologisch-Anatomische Institut in Prag überführt. Die Sektion übernahm mit Erlaubnis der Familie Professor Dr. Jan Hlava, dem fünf Ärzte assistierten. Der Befund lautete: „... Der Schädel ist proportioniert, oval, 17 cm lang, 14 cm breit, ungefähr 1 1/2 cm dick. Porosität überwiegt. Die Innenfläche ganz glatt. Die Schädelhaut stark gespannt, blaß; im oberen Kanal frisch geronnenes Blut. Die Gehirnhaut ist verdickt und zwar am meisten oberhalb der linken Stirnseite, dann auf dem Haupt, wo sich auch unbedeutende pacchionische Granulierungen finden. Oberhalb des Hinterhauptlappens sind die weichen Gehirnteile fein,

die Gehirnwindungen zeigen gegenüber einem normalen Gehirn diese Veränderungen: Vor allem ist auffällig, daß sie mächtiger und weniger zahlreich sind als bei anderen Gehirnen. Die mittlere Gehirnwindung, gewöhnlich ungefähr 1 cm breit, hat hier die Breite von 2 cm. Besonders entwickelt ist die dritte linke Gehirnwindung (locus Broci), die Gehirnhaut liegt sehr enge an der Gehirnoberfläche. Ja, sie läßt sich an den verdickten Stellen nicht ablösen. Im Durchschnitt finden wir, daß die Seitenkammern verbreitert sind und eine reine Flüssigkeit enthalten; das Ependym zwar glatt, aber fest. Die Rinde durchwegs verengt, höchstens 3 mm stark, gebräunt, glänzend und fast wie sklerotisch. Die zentralen Ganglien sind abgeflacht, genug fest. Nucleus caudatus und lentiformis ist von schwarzbrauner Farbe, Claustrum auffallend breit, etwa 4 mm (gegenüber der normalen Breite von 2 mm). Die dritte Kammer verbreitert, das Ependym fein rauh, blaß, die kleinen Venen breit und rauh. Die vierte Kammer verbreitert. Das Ependym rauh, körnig, glänzend, von gebräunter Farbe. Die striae acusticae sehr unbedeutend, auf der rechten Seite zwei, auf der linken nur drei und diese sind auffällig eng, angegraut. Das kleine Gehirn weich und blaß. Pons und medulla oblongata fest. Die graue Materie pigmentiert, ähnlich auch im verlängerten Rückenmark. Die nervi acustici sind zu beiden Seiten dünn, angegraut und enger als die norma. Die Venen auf der Gehirnbasis sind atheromatos. Das Gehirn wiegt 1250 g. ... Sektionsbefund: Chronische Entzündung der Weichgehirnhaut, insbesondere oberhalb des Stirnlappens. Teilweises Zusammenwachsen der weichen Gehirnhaut mit der Oberfläche des Gehirns. Wasserhältigkeit in den Gehirnkammern schleppend. Roter Gehirnschwund. Körnige Entzündung der inneren Haut der vierten Kammer mit Schwindsucht des Gehörgewebes. Paralyse der Gehörsnerven. Beiderseitige Lun-

genentzündung, zerstreut in den unteren Lappen. Arterienverkalkung, abgefärbtes Gerinnsel an der Wand der linken Schenkelarterie. Allgemeiner Kollaps des Leibes und der Organe.“

Trotz der zahlreichen klinischen Symptome und des Sektionsbefundes war die Todesursache umstritten. Die unterschiedlichen Meinungen führten zu wissenschaftlichen Auseinandersetzungen, die zum Teil die Grenzen der Sachlichkeit überschritten. Eine Gruppe von Medizinern und Nichtmedizinern nahm eine progressive Taboparalyse auf der Grundlage einer syphilitischen Erkrankung an, denen sich in jüngerer Zeit auch der Ohrenarzt Harald Feldmann und der Internist Dieter Kerner anschlossen.

Seit 1924 haben allerdings Psychiater und Pathologen diese Todesursache angezweifelt und Smetanas Erkrankung und Todesursache als eine atherosklerotische Verwirrtheit mit Demenz gedeutet. Professor Dr. Jan Hlava, der die Sektion durchführte, korrigierte später, angeblich auf heftigen Druck von ungenannten Persönlichkeiten, seine ehemalige Diagnose einer syphilitischen Erkrankung und akzeptierte ebenfalls eine atherosklerotische Verwirrtheit mit Demenz. Als Grund gab er die Unsicherheit seiner damaligen, lediglich auf makroskopischen Untersuchungen beruhende Diagnose an.

In diesem Zusammenhang sind neuere Untersuchungen von besonderer Bedeutung. 1941 verstarb Smetanas 78jährige Tochter Božena in einer Wiener Nervenheilstation an einem Karzinom der Gallenblase unter Zeichen einer atherosklerotischen Verwirrtheit. Ihre Krankheit wies ähnliche Symptome auf wie Smetanas Leiden. Die Sektion ergab eine allgemeine senile Atrophie des Gehirns, eine Atherosklerose der Hirngefäße und einen chroni-



Bedřich Smetana,  
letzte Fotografie,  
1881

schen Hydrozephalus. Damit erhielt die Hypothese einer arteriosklerotisch bedingten Verwirrtheit Bedřich Smetanas neue Impulse. Dagegen lassen neuere Untersuchungen vermuten, daß es kaum möglich ist, mit Hilfe der geschilderten Symptome eine syphilitische Krankheit oder eine Arteriosklerose des Gehirns auszuschließen. Spricht der zeitliche Ablauf der Symptome nicht gegen eine luische Krankheit, so deutet dagegen das Bild der zerebralen Störungen keineswegs auf eine Lues.

Zum Schluß sei noch eine weitere Variante

zur Krankheits- und Todesursache Smetanas erwähnt. Die sogenannte Basilaris-Erkrankung der Hirngefäße als Krankheits- und Todesursache Bedřich Smetanas gestattet alle beschriebenen Befunde zu vereinigen. So spricht der klinische Verlauf – akustische Halluzinationen, Ohrgeräusche, Merkfähigkeitsstörungen, Verwirrtheit, Demenz, ein- und beidseitige Hirnnervenausfälle für ein Basilaris-Syndrom. Der Sektionsbefund könnte diese Annahme unterstützen, da er die Zeichen einer Arteriosklerose und Hirnatrophie beschreibt.

Max Brod (nach Jakob Arbes)

## Karel Sabina

Wer ist Sabina? Geehrter Leser, geehrte Leserin, Sie wissen es nicht? Da sieht man, wieviel ein Weltruhm wert ist. Schlagen Sie einen beliebigen Klavierauszug von Smetanas „Verkaufter Braut“ oder ein Textbuch dieser unbegreiflich vollkommenen Oper auf – Sie werden Karl Sabina als Autor des Textbuches verzeichnet finden. Aber man kümmert sich nicht darum! Dabei ist es ein ganz vorzügliches Libretto, eines der besten, die ich kenne. Steht als Dichtung ganz nahe bei den „Meistersingern“ oder beim „Rosenkavalier“, bei diesen zauberhaft humoristischen Werken, in deren Gegenwart man eine lange Zeit hin alle Bitterkeit des Daseins vergißt und in denen, nebenbei bemerkt, die Braut auch nicht ohne Mitwirkung eines ganz kleinen Schwindels oder einer Hochstapelei gewonnen wird – sprechen wir immerhin verzeiherweise von einem „corriger la fortune“.

Sabina ist in Prag am 28. Dezember 1811 [recte: 1813] geboren. Er starb 1877. Wer Sabinas Vater war, wissen wir nicht. Es gibt nur Gerüchte, daß er das illegitime Kind eines Adelfigen war. Seine Mutter, bei der er bis zum Erreichen der Selbständigkeit aufwuchs, lebte in gedrückten Verhältnissen, als Hausmeisterin und Bedienerin in einem Haus der Altstadt in der enggewundenen Karlsgasse, der Wälschen Kapelle gegenüber, die neben der Salvatorkirche liegt. Sabina studierte am Altstädter Gymnasium, in dem der berühmte Gelehrte Josef Jungmann unterrichtete. Dann bezog er die philosophische, später die juristische Fakultät, doch ohne eines der Fächer zu Ende zu bringen. (Die Prager Universität war damals deutsch. Eine tschechische Universität gab es nicht.) Den ersten Jahrgang absolvierte er in Prag 1831, in dieser



Karel Sabina (1813–1877)

Zeit war er auch Erzieher beim Baron Steiger. Im Anschluß daran begab er sich nach Wien, wo er zwei Jahre lang Jus hörte. Dann kehrte er nach Prag zurück.

Man wirft Sabina heute vor, daß er ein „Revolutionär aus Instinkt“ war. Beweis: Die Gründung eines geheimen literarisch-politischen Studentenklubs mit republikanischen Tendenzen. Man denke: Zur Zeit des extremen Metternichschen Absolutismus, 1831! Welch eine wahnsinnige Tollkühnheit!

Seine materielle Lage war miserabel. Sabina hatte bald eingesehen, daß es im dama-

ligen Prag fast unmöglich war, als Literat seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Daher 1838 seine Flucht nach Wien. In der Fremde versuchte er sein Glück.

Ein günstiger Zufall: er lernte Gross-Hoffinger, den reichen Redakteur der politischen Zeitschrift „Der Adler“ kennen. Gross-Hoffinger ist sich über Sabinas publizistisches Talent bald im klaren, er vertraut ihm die Führung der Zeitschrift an und kümmert sich nicht mehr um sie. Seinen Wohnsitz verlegt er von Wien aufs Land.

Die günstigen Lebensumstände, in denen sich Sabina unerwartet fand, dauerten freilich nicht lange. Einige liberale Artikel, die er im „Adler“ veröffentlichte, brachten Gross-Hoffinger in nicht geringen Konflikt mit dem allmächtigen Polizeiminister Graf Sedlnitzky, der Sabina mit sofortiger Wirkung aus Wien verwies. So war das leichte Wiener Leben rasch zu Ende. Sabina mußte zurück in die Tretmühle, in die nervenaufzehrende Prager Arbeit. Seit 1839, dem Jahre, in dem sein Ziehvater starb, war er nur noch literarisch tätig. Seine Produktion schwoll an, machte ihn zu einem der fruchtbarsten Autoren seiner Zeit. Außer unzähligen Beiträgen in tschechischen und deutschen Zeitschriften schrieb er: die Novelle „Der Totengräber“ 1837, „Gedichte“ 1841, drei Teile der „Gemälde aus dem 14. und 15. Jahrhundert“ 1844, zwei Bände Erzählungen 1845 u. s. f.

Zum erstenmal traf Frič mit Sabina erst nach Jahren zusammen, vermutlich 1847; er berichtet darüber in seinen Erinnerungen: „Über Sabina gingen damals dunkle Gerüchte um; so etwa, daß er auf dem Lande herumfahre und sich als Baron ausbebe, daß er zum Schein Güter kaufe, Beamte engagiere, von denen er Kautiionen entgegennehme. Doch das waren wohl pure Klatschgeschichten, denn in

Wahrheit ernährte er sich auf mühsamste Art ausschließlich durch seine Feder, verfaßte tschechische Romane und deutsche Erzählungen, gelehrte Essays, Kritiken aller Art. Er übersetzte, was ihm unter die Hand kam – aus verschiedenen Sprachen, immer um miserables Honorar und meist pseudonym.“

Frič nennt Sabina „einen originellen, stets rätselhaften Menschen, der es gern an die große Glocke hängte, daß er Liebesgeschichten mit allerlei Damen anfang, um sich zu guter Garderobe zu verhelfen.“ Und dabei war er „der am trefflichsten gebildete Patriot seiner Zeit“. „Es sieht so aus“, erzählt er weiter, „als ob er sich's reihum mit jedem Kameraden hätte verderben wollen. Er war späterhin in verständiger Gesellschaft selten zu erblicken. Vielleicht fielen seine besten Freunde von ihm ab, weil er eine so unermüdliche Suada hatte. Er sprach über alle Menschen schlecht, wobei er auch sich selbst nicht schonte. Er lebte offenbar auf Teufel-komm-raus. Seine wahre Situation verbarg er sorgfältig. Plötzlich tauchte er im Kaffeehaus unter den Schriftstellern auf, wenn er einen neuen eleganten Anzug hatte. Er spielte gern den Dandy. War der Anzug abgetragen, zeigte er sich nirgends. – Er wohnte damals mit einem politischen Autor, namens Liblinský, in der Karpfengasse und man erzählte von ihm, daß er einmal hungrig, beim Schein seiner letzten Talgkerze seine „Bilder aus dem 15. Jahrhundert“ zu Ende schrieb, für die er vom Lithographen Hennig das Honorar schon bezogen und ausgegeben hatte – den letzten halben Bogen konnte er in der Finsternis nicht mehr vollenden. Sein Mitwohner mußte helfen. Der besaß nämlich noch eine Kreuzerschachtel Streichhölzchen. So zündete er ein Hölzchen nach dem andern an, hielt es dem Dichter unter die Nase, und das Manuskript wurde glücklich zu Ende gebracht.“ –

Ein anderes Bild, das Frič überliefert: Er geht mit zwei Freunden hinter dem Por-schitscher Stadttor, dann auf der herbstlich einsamen Hetzinsel spazieren, sie debattieren eifrig über literarische Angelegenheiten. Nur im „Untern Wirtshaus“ gibts Menschen, eine ländliche Tanzunterhaltung. Ganz durchgefroren und müde nehmen sie auf der geschlossenen Veranda der Gaststube Platz. Da sitzt einer, den Hut ins Gesicht gedrückt, eine Flasche Melniker Wein vor sich. Offenbar ist ihm nicht gerade behaglich, so allein zu sein. Sabina. Er lädt uns zu sich: „Ihr müßt Wein bestellen. Bier wärmt nicht genug, wie-wohl ihr jünger seid als ich.“ Einer von uns: „So einen Luxus kann sich nur ein Kavalier leisten.“ Sabina lächelt und vertraut uns an, daß er gerade heute von einer freisinnigen Zeitung in Leipzig Honorar für einen literarisch-politischen Klatschartikel erhalten habe. Er entfaltet eine Fünfdollar-Note, ruft den Kellner. – Diesmal hat er nicht gelogen. Er liest uns den gedruckten Artikel vor, der geistreich, witzig, bissig ist. Wir genießen uns, von dem armen Menschen etwas anzunehmen; aber er läßt es sich nicht ausreden. Fürs ganze Honorar bestellt er Backhühner, einige Flaschen Melniker. Wir besprechen alles, was uns interessiert und bedrückt. Wir müssen seine imponierenden Kenntnisse auf allen Gebieten anstaunen. Bald sind wir einig darüber, daß uns der Mann, obwohl so allerlei Geschichten über ihn erzählt werden, plötzlich sehr sympathisch geworden ist. In einer Pause, in der er sich in den Saal begibt, wiederholen wir einige seiner treffendsten Bonmots, die die aktuellen Zustände in der Prager Literatur aufs Ergötzlichste charakterisieren. Einer von uns bemerkt: „Siehst du, wäre es nicht gut, etwas Geld zu haben, schon deshalb, um eine so hervorragende Begabung wie Sabina nicht verkommen zu lassen? Um ihn aus seiner Tagelöhnerarbeit zu retten, in der er verkrüppelt?“ – Da ist Sabina schon wieder an

unserem Tisch zurück, sehr fröhlich, den Stößer schief aufgesetzt. „Sechs Mädels sitzen drin, warten auf Tänzer.“ Ich sträube mich zuerst, mit unbekanntem Mädchen tanze ich nicht. Wir treten in den Saal ein, nur zwei Paare drehen sich zu den schep-pernden Klängen eines miserablen Klaviers. Später lassen wir uns alle von Sabina überreden, ich kommandiere eine Quadrille, dann gibts einen Galopp, eine Polka. Es sind bescheidene Mädchen aus dem Volk. Naive Antworten. Faust und Grethchen. Sabina als Mephisto ermuntert mich zum Angriff. Ich aber bringe es nicht viel weiter, als meine Tänzerin zu fragen, ob sie etwas von tschechischen Büchern wisse. Ihr Willen, sich zu bilden, entzückt mich. Vor einem tschechischen Schriftsteller hat sie eine fromme, fast religiöse Hochachtung. Fünfzehn Jahre alt. Auf dem Heimweg rühmt sich Sabina, wiederum ein Herz erobert zu haben. Mir hat das junge Ding beim Abschied an der Haustüre innig die Hand gedrückt und bemerkt, daß sie sonntags um halb zwölf zur Messe in die Teinkirche gehe. Ich bin ihr aber nicht wieder begegnet.“

Im Jahre 1835 veröffentlichte er in der Zeitschrift „Blüten“ ein Gedicht „Den Fernen“. Er apostrophierte die „Auserwählten, die Bekränzten des Zeitalters“, „vom Ozean bis zum Ural“. Sie wecken „Harmonien, singen Kraft dem ermattenden Geschlecht“. Er nannte: Byron, Moore, Victor Hugo, Heine, Béranger, Mickiewicz und Kollár. Die Zensur beanstandete Heine und Béranger. Er ersetzte sie durch Lamartine und Delavigne. Die Verse erschienen. Ergebnis: eine Polizeiuntersuchung. Das Gedicht wurde behördlich aus den erreichbaren Nummern der Zeitschrift herausgerissen. Der Verdacht kam auf, Sabina sei ein Mitglied des Geheimbundes „Junges Europa“. Seine Wohnung wurde von der Polizei durchsucht, seine Bücher und Manuskripte beschlagnahmt.

Die Zensur des absoluten Staates läßt ihm keine Ruhe mehr. Seine „Bilder aus dem 14. und 15. Jahrhundert“ haben ein eigenartiges Schicksal. Sabina hatte ursprünglich einen großen Roman in sechs Teilen geschrieben: „Die Hussiten.“ Die Zensur lehnte das Buch fünfmal ab. Immer wieder muß Sabina es umarbeiten. Zuletzt bleibt ihm nichts übrig, als den ganzen Roman in einzelne Bilder, Erzählungen zu zerlegen. Damit erklärt sich schließlich der Zensor einverstanden. Doch es erscheinen nur sechzehn Fortsetzungshefte. Beim letzten schreitet die Behörde wieder ein und verbietet einfach das weitere Erscheinen.

Im Jahre 1848 gerät Sabina sozusagen über Nacht – wie viele andere – in die Politik und bezieht sofort Stellung auf dem äußersten Flügel der Radikalen, in jener Weltgegend, die den Gefängnissen ihr Hauptmaterial, die Hochverräter, liefert.

Damals war Sabina neben Sladkovský der populärste Volksredner. Viele sagten ihm eine besondere „Dämonie“ nach. Er riß die Massen mit seiner zündenden Beredsamkeit hin. Man sprach von Wundern. – Ich habe Sabina in viel späterer Zeit reden gehört, als der Absolutismus längst abgewirtschaftet hatte. Seine rhetorische Begabung, seine Geschultheit war immer noch beachtlich, freilich reichten seine physischen Mittel nicht mehr aus, die Wunder des Jahres 1848 zu wiederholen. Es gab aber immer noch recht häufig Momente, in denen er die Massen wohl nicht entflammete, so doch zu erwärmen wußte.

Zum erstenmal sprach Sabina in breiter Öffentlichkeit am 11. März 1848, also zu einer Zeit, da der vormärzliche Absolutismus in den letzten Zügen lag; dann bei der Sankt-Georgs-Feier am Berge Říp und später bei verschiedenen Anlässen, vor allem im Klementinum, ehe die Altstädter

Mühlen vom Windischgrätz-Militär in Brand geschossen wurden.

Die wesentliche Rede scheint die im überfüllten Saal der Sophieninsel gewesen zu sein. Sabina schilderte Ursprung und Verlauf der Oktoberrevolution in Wien, es gelang ihm, die aufgeregte gereizte Hörschaft zu beschwichtigen, er setzte sein ganzes Rednertalent ein, um zu beweisen, daß Prag den Wiener Versuch nicht wiederholen dürfte, daß man in jenem Stadium gegen die Reaktion nicht mit Erfolg ankämpfen könne, und daß Prag nach überstandener Belagerung eine Atempause nötig habe. So erwies sich Sabina da, wo es unumgänglich erforderlich war, als Mann der Mäßigung.

Ein definitives Urteil über seine Tätigkeit in den Jahren 1848 und 1849 ist heute noch nicht möglich. Wir können uns nur an die tatsächlichen Folgen halten, die seine Aktion für ihn hatte.

Schon im März 1848, bald nachdem er Bakunins revolutionären Aufruf in der „Slawischen Linde“ veröffentlicht und allgemeines Aufsehen erregt hatte, wurde er zweier Artikel wegen von der Staatsanwaltschaft belangt: der eine war der Aufruf Turinskýs an die Slawen, der andere galt dem französischen Staatsmann Ledru-Rollin. Untersuchungshaft drohte. Da aber auf Anregung des patriotischen Gastwirts Peter Faister, des Falstaffs der Prager Revolution, der Bürger Jindřich die vom Gericht verlangte Kautions stellte, wurde Sabina während der Untersuchung auf freiem Fuß belassen.

Nach den blutigen Pfingsttagen wurde Sabina mit vielen anderen eingesperrt, aber nach 16 Wochen langer Haft am 16. September wieder in Freiheit gesetzt. Bald nachher kam es zwischen den tschechischen, ungarischen, italienischen und deutschen Demokraten zu den geheimen

Vereinbarungen, die auf einen Umsturz der Regierungen Europas hienzielten. Im Januar 1849 hielt sich Bakunin geheim in Prag auf und hielt Beratungen mit den Führern der tschechischen Demokraten ab, verlangte Solidarität der europäischen Nationen, einen Bund von Volk zu Volk zur Erringung und Wahrung der politischen Rechte.

In der Nacht vom 9. zum 10. Mai 1849 wurde Sabina mit andern „als Mitglied des revolutionären Komitees und der provisorischen Regierung“ arretiert und über ein Jahr lang auf der Prager Burg gefangen gehalten. Dann wurde er durch ein Militärgericht wegen Hochverrats zum Tode durch den Strang verurteilt. Im Gnadenweg wurde diese Strafe in eine Kerkerstrafe von achtzehn Jahren umgewandelt.

Sabina wurde in die Festung Olmütz eskortiert, wo er bis zum Mai 1857 eingesperrt war. Dann erhielt er wie alle politischen Strafgefangenen aus den Jahren 1848 und 1849 Amnestie. Nach acht Jahren Kerkerhaft.

Im Kerker schrieb er den großen Roman „Söhne des Lichts“, den J. V. Frič verlegen wollte. Aber schon die ersten Bogen wurden konfisziert. Später begann Sabina das Werk in der Zeitschrift „Jason“ zu veröffentlichen. Aber sie ging nach einigen Nummern ein, so wurde der Roman vorläufig nicht zu Ende gedruckt.

Sabina hatte auf das Honorar für diesen Roman nicht geringe Hoffnungen gesetzt. Nun kam er in große Schwierigkeiten. Mit seiner nie versagenden Energie unternahm er neue literarische Arbeiten, auch literarische Tagelöhnerarbeit aller Art.

Kaum aus dem Gefängnis entlassen, hatte er wieder Streit mit der Polizei. Alle Amnestierten hatten der Prager Polizei einen Re-

vers unterschreiben müssen, durch den sie sich verpflichteten, ohne spezielle Bewilligung nichts unter eigenem Namen zu veröffentlichen. Im Jahre 1858 feierte das Prager Konservatorium das Jubiläum seines fünfzigjährigen Bestandes. Aus diesem Anlaß gaben einige junge Schriftsteller ein Gedenkbüchlein heraus. Sabina steuerte ein Gedicht „Unser Anteil“ bei. Das Buch wurde dieses Gedichtes wegen beschlagnahmt, da Sabina die Verse mit seinem Namen gezeichnet hatte. Er wanderte wieder ins Gefängnis, allerdings nur für drei Tage.

Damals schloß er sich der aufsteigenden jungen literarischen Generation an. Frič hatte die neue Richtung begonnen, ihre Repräsentanten waren damals Neruda, Pflieger, Hálek, Heyduk, Barák u. a. Die große Dichterin Karolina Světlá wurde ihre Beschützerin, alle scharten sich im Almanach „Mai“ um die Fahne Máchas. In dieser Schar kühner Werkleute stellte Sabina das weitaus erfahrenste Mitglied dar. Doch die genannten Literaten waren starke Individualisten, sie unterlagen nicht so leicht dem Einfluß eines einzelnen. Alle diese Jungen entwickelten sich selbständig, nach verschiedenen Richtungen, nur ein Schlagwort verband sie: der Romantismus im Sinne Máchas, die Moderne.

Tatsächlich war die schriftstellerische Arbeit Sabinas gerade in den Sechzigerjahren wahrhaft imponierend. Er schrieb Romane und kleinere Arbeiten, trat auch als Dramatiker hervor, schrieb ferner die Libretti zu Smetanas „Brandenburgern in Böhmen“, zur „Verkauften Braut“, zu Bloks Operninszenierung „Im Brunnen“ und zu einigen Opern anderer Komponisten.

Gleichzeitig war er als Publizist tätig, nahm eifrig am Vereinsleben, am politischen Geschehen teil. Namentlich im Kunstverein „Umělecká Beseda“ wirkte er mit der Be-

geisterung eines jungen Kulturarbeiters, hielt viele Vorträge über die mannigfachen literarischen Gegenstände. Die Wiener Regierung versuchte mit allen erdenklichen Mitteln den tschechischen Widerstand zu spalten, schreckte auch vor Persekution der Patrioten nicht zurück (1868, 1869), sorgte dafür, daß die Gefängnisse sich mit ganzen Scharen unabhängiger Politiker und Journalisten füllten. Diese Zeit der Verfolgung ging am 2. Februar 1870 zu Ende, als das Ministerium Herbst-Giskra gestürzt, durch den Ministerpräsidenten Dr. Hasner ersetzt wurde.

Das rekonstruierte Ministerium weckte zwar keine besonderen Hoffnungen, und die vom Monarchen dem tschechischen Volk zugesagten Autonomierechte wurden denn auch nicht verfassungsrechtlich anerkannt. Dennoch glaubte man, daß zumindest der Versuch eines „Ausgleichs“ kommen werde – und das Volk genoß eine Atempause, ohne indes die schärfste Gegnerschaft gegen die Regierung und das Wiener Parlament aufzugeben. [...]

Sabina redigierte weiterhin die radikale Wochenschrift „Slovan“ („Der Slawe“), die sozialistische Tendenzen verfolgte. Großen Eindruck machte sein Roman „Belebte Gräber“, der seine Erfahrungen im Olmützer Kerker, sein Zusammentreffen mit feurigen italienischen Freiheitshelden darstellt. Der Roman, der fortsetzungsweise im „Boleslavan“ erschien, durfte aber nicht zu Ende gebracht werden, kam erst später vollständig in einem anderen Verlag heraus.

Noch vor dem Wiener Prozeß schrieb Sabina ein Libretto: den „Niklas“ für R. Rozkošný. Es folgten Ende 1870 die Opernbücher „Der alte Bräutigam“ für K. Bendl und „Der Wassermann“ für Vinař (Mitte 1871). In der gleichen Zeit die Posse „Kater und

Katze – oder Das neue Prag in Amerika“ –, sie wurde mit mäßigem Erfolg in der „Arena auf der Bastei“ aufgeführt.

Sabina trat auch wieder als Volksredner auf, unter anderem sprach er im Saal auf der Sophieninsel über die „Tschechischen Bauern nach der Schlacht am Weißen Berg“. Er war ferner im „Künstlerklub“ wie in Arbeitervereinen tätig.

Wie früher besuchte er auch jetzt fast täglich das Bendlsche Kaffeehaus, wo er immer unter den jungen Leuten, vorwiegend Studenten, saß und sich lebhaft an den Diskussionen über literarische, politische und soziale Themen beteiligte. Am Abend war sein Stammlokal das Gasthaus „Zum Pinkas“ am Jungmannsplatz, wo die Patrioten aller Schattierungen zusammentrafen.

Kurz, Sabina benahm sich nach dem Wiener Prozeß wieder genauso wie vor ihm. Ja, er hatte bei seinen Freunden und Anhängern, vornehmlich in Arbeiter- und Studentenkreisen, an Ansehen noch gewonnen, da man die entsetzliche Beschuldigung, die der Korrespondent des „Vaterland“ ausgesprochen hatte [Sabina habe für die Polizei gearbeitet], fast allgemein als niedrige Verleumdung auffaßte, dazu bestimmt, einen Vorkämpfer der Patrioten und seine ganze Partei lahmzulegen.

Aber die Verdächtigung, einmal in Bewegung gesetzt, war im Kreise der besonders Vorsichtigen oder der von irgendeiner geheimnisvollen Amtsstelle aus Gewarnten doch nicht ganz erloschen.

Das Vertrauen zu Sabina hatte einen Stoß bekommen, wiewohl ihm der Wiener Prozeß nichts, nicht einmal den Schatten einer unkorrekten Handlung nachgewiesen hatte.

Es war damals eine seltsame Zeit. Es herrschte geradezu eine allgemeine Manie, jeden Menschen, der ein schärferes Wort gegen die Regierung aussprach, sofort für einen Agent-Provocateur im Dienst der Polizei zu halten.

In der Zeit, in der das alles geschah, war ich [i. e. Jakub Arbes] Mitarbeiter der „Národní Listy“ und bekleidete zugleich den Posten des „verantwortlichen Redakteurs“ oder „Sitzredakteurs“, der im Falle eines Verstoßes gegen die behördlichen Vorschriften oder behördlichen Launen ins Kittchen wanderte. Einmal, gegen Ende Juli 1872 kam ich zufällig etwas früher als gewöhnlich in die Redaktion. Von den Redaktionsmitgliedern war noch niemand anwesend. Ich saß in dem Zimmer, das unmittelbar an den Arbeitsraum des Chefredakteurs Dr. Julius Grégr stieß. Ich setzte mich an meinen Schreibtisch und begann zu arbeiten.

Nicht lange darauf wurde ich durch die Ankunft eines Unbekannten gestört, der behutsam eintrat und fragte, ob er mit Dr. Grégr sprechen könne. Ich beachtete ihn kaum. Sagte nur, daß der Chef zweifellos in seinem Arbeitsraum sei – worauf der Unbekannte in das angrenzende Zimmer ging. Sodann nahm ich die gewohnte Arbeit wieder auf.

Der Unbekannte hielt sich im Chefredaktionszimmer etwa eine halbe Stunde lang auf. Dann erschien er wieder, grüßte und verließ die Redaktion. Ungefähr nach einer weiteren halben Stunde kam Dr. Julius Grégr aus seinem Arbeitszimmer, er hielt einige Manuskripte in der Hand. Er kam an meinen Schreibtisch heran, legte die Manuskripte vor mich hin und sagte: „Sehn Sie mal, Kollege. Ist Ihnen diese Handschrift nicht bekannt?“

Ich prüfte die Blätter, es waren einige Bo-

gen, auf beiden Seiten eng, doch durchaus leserlich beschrieben. Die Handschrift kam mir nicht unvertraut vor, doch konnte ich sie zunächst nicht agnoszieren. „Nein“, antwortete ich. Erst als er – scheinbar zufällig – den Namen Sabina aussprach, entsann ich mich. Ja, das war Sabinas Hand. Ich erkannte sie. „Es ist Sabinas Handschrift“, stimmte ich zu. „Aber nicht seine heutige. So hat er vor ungefähr zehn Jahren geschrieben ...“

„Stimmt. Es ist ein Autograph aus den ersten Sechzigern“, sagte der Chef.

„Und was glauben Sie – wovon handelt es?“ nahm er wieder das Wort.

Ich sah die Bogen nochmals durch, ohne sie im Zusammenhang zu lesen.

„Es ist ein Rapport an die Polizei“, warf Dr. Grégr hin.

Der Eindruck dieser Worte auf mich war grauenhaft. Ich hatte keinen Grund, an ihrer Wahrheit zu zweifeln. Trotzdem glaubte ich sie nicht. Es fiel mir ein, daß eine Fälschung vorliegen könne. Sofort wies ich darauf hin. „Möglich!“, schloß der Chef das Gespräch ab. „Jedenfalls werde ich mich bemühen, in dieser Sache absolute Sicherheit zu erlangen.“ Damit erschien die Angelegenheit vorläufig erledigt.

Ich war also (außer Dr. Julius Grégr) der erste Tscheche (d. h. von der Regierung unabhängige Tscheche), der mit eigenen Augen den handschriftlichen Nachweis von Sabinas geheimen Beziehungen zur Prager Polizei gesehen hat.

Was sich unmittelbar vorher, was sich später ereignet hat: darüber spreche ich nicht als Augenzeuge, wohl aber auf Grund von Berichten der Leute, die dabei waren.

Der Unbekannte, der vor einer Weile die Redaktionsräume verlassen hatte, war ein Agent der Geheimpolizei gewesen. Man hatte ihn hinausgefeuert. Um sich für den Hinausschmiß zu rächen, hatte er im Büro einen Rapport Sabinas gestohlen und zu Dr. Grégr gebracht.

Es folgte eine Beratung im innersten Kreise der führenden Parteimänner. Beschluß: Sabina wurde eingeladen, am 30. Juli nachmittags in die Wohnung des Advokaten Dr. Jan Kučera zu kommen, desselben, mit dem er kurz zuvor in Riva gewesen war. Bei Dr. Kučera versammelten sich nun vor der angegebenen Stunde Dr. Julius Grégr, Dr. Kučera, J. Barák, der Dichter V. Hálek, J. Neruda, August Švagrovský, Emanuel Tonner und noch einer, dessen Name mir entfallen ist.

„Du hast also wirklich mit der Polizei zusammengearbeitet, warst ihr Konfident?“

„Ja“, gestand Sabina, als ob es sich um eine Sache von geringerem Belang handle.

Damit war Sabina durch eigenes Zeugnis überführt. Über die Motive, die ihn dazu getrieben hatten, der Geheimpolizei Dienste zu leisten, erzählte er dann das Folgende, das ich nur kurz im Auszug wiedergebe:

„Am Ende der Fünfzigerjahre bin ich lebensgefährlich erkrankt. Der Arzt hatte schon die Hoffnung aufgegeben, mich gesund zu kriegen – und Not, ausweglose Not begleitete meine Krankheit. Ich war schlechter dran als ein Bettler, der sich wenigstens ein Stück trockenen Brotes ausbitten kann.

Ich wurde gesund, doch meine Kräfte waren erschöpft. Vergebens sah ich mich nach irgendeiner Hilfe um; vergebens klopfte ich da und dort an, flehte um Ar-

beit. Als ich mein Zimmer verließ – zum erstenmal nach meiner Krankheit wollte ich ein wenig frische Luft schöpfen –, lief mir ein alter Bekannter in den Weg, ein Polizeibeamter.

„Mensch, um Gottes willen, wie schau Sie aus? Was fehlt Ihnen? Ein Märtyrer könnte nicht ärger aussehen.“ Ich sagte ihm, daß ich krank gewesen und daß ich mich in so gräßlichem Elend befinde, daß mir nichts anderes übrig bleibe als der Selbstmord. „Und niemand, gar niemand bietet Hilfe?“ „Niemand!“, antwortete ich, da ich anderes leider nicht sagen konnte. Alle meine Versuche, mich an ein Ufer zu retten, waren völlig fehlgeschlagen.

„Was anfangen, was tun?“, brummte der Beamte. Dann trat er näher an mich heran: „Hören Sie, Sabina! Ich würde Ihnen ja selber aushelfen, wenn ich könnt“. Da haben wir über Wien eine Anfrage der türkischen Regierung gekriegt, wir sollen denen in Konstantinopel eine Relation über die bulgarischen Studenten schicken, die hier in Prag leben; Sie wissen doch. Schreiben Sie uns ein paar Zeilen darüber, egal was! Die Polizeidirektion zahlt ein ganz anständiges Honorar ...“

Sabina gestand, diese Relation wirklich geliefert zu haben. Damit hatten seine geheimen Beziehungen zur Polizei begonnen.

„Nach dem, was du soeben eingestanden hast, bist du in der tschechischen Gesellschaft absolut unmöglich geworden. Was nun?“, sagte einer. Sabina zuckte verlegen die Schulter. „Wäre es nicht vielleicht das beste, wenn du Böhmen verlassen würdest? Du könntest nach Deutschland gehen, in der Fremde dein Glück versuchen. Du kannst deutsch genau so gut wie tschechisch. Vielleicht kannst du dich drüben derfangen?“

Sabina zeigte sich nicht abgeneigt. Dann wandte er ein: „Aber wie soll ich das machen? Ich habe kein Geld, nicht einmal für die Reise, geschweige denn, daß ich mich eine Zeit lang als deutscher literarischer Anfänger über Wasser halten könnte.“

Es wurde also der Beschluß gefaßt, daß seine Prager politischen und persönlichen Freunde tausend Gulden aufbringen sollten, damit er eine Art Anfangsfonds für sein Exil hätte. Hundert Gulden sollten ihm sofort oder binnen wenigen Tagen übermittlemt werden – und Sabina verließ, wie wir schon wissen, nach einigen Tagen Prag. In der Hoffnung, daß die gräßliche Tat, zu der er sich im engsten Kreise seiner ehemaligen Freunde aufrichtig bekannt hatte, für die breite Öffentlichkeit auch weiterhin ein Geheimnis bleiben werde.

Man kann sich vorstellen, wie niederschmetternd der Eindruck war, als im meistgelesenen und einflußreichsten Blatt, in den „Národní Listy“, dem offiziellen Organ der damals herrschenden jung-tschechischen Partei, am 10. August 1872 an der Spitze der Rubrik „Tagesnachrichten“ die folgende Notiz zu lesen war:

„Herr Karel Sabina ist zum Verräter an der Nation geworden. Durch unwiderlegliche Beweise überführt, hat er selbst gestanden, daß er im Dienst der Geheimpolizei tätig gewesen ist. Unsere politischen Freunde haben dafür gesorgt, daß er auf dem Boden des Vaterlandes nicht mehr schaden könne. Sabina hat das freiwillige Exil gewählt; am Mittwoch (7. August) morgens hat er Böhmen für immer verlassen. – Von heißem Schmerz durchdrungen und in der Tiefe unserer Seelen erbittert über die verräterische Handlungsweise eines Mannes, der durch seinen Geist und durch seine ungewöhnlich intensive Tätigkeit auf nahezu allen Gebieten unseres nationalen Lebens hervorragte, ziehen wir Sabina vor

das Gericht des Volkes und der künftigen Geschichtswissenschaft, die – sobald sich Sabinas Tage vollendet haben werden – über dem Grab des Verräter-Patrioten das erstaunliche psychologische Rätsel zu lösen haben wird, wie zwei so verschiedene, ja einander ausschließende Tätigkeiten sich durch eine so lange Reihe von Jahren in einer Person vereinigen konnten.“

Das Geheimnis war also verraten und der Zweck von Sabinas Flucht ins Ausland vereitelt. Erbittert über das Nicht-dicht-Halten der Eingeweihten und vielleicht auch dadurch, daß man ihm den tatsächlichen Rückzug ins Ausland nicht ermöglicht hatte, zeigte Sabina den ganzen Vorfall beim k. k. Landes-als-Strafgericht an, das auf Grund seiner Angabe eine Voruntersuchung einleitete. Einbezogen wurden alle ehemaligen Freunde Sabinas, die ihn zur Übersiedlung ins Ausland hatten bewegen wollen – die Voruntersuchung ging auf das Verbrechen öffentlicher Gewalttätigkeit, mit der Begründung, daß man Sabina hatte nötigen wollen, die Heimat zu verlassen, und daß man auf diese Art seine durch das Gesetz gewährleistete persönliche Freiheit zu bedrohen versucht hatte.

Auch der Schreiber dieser Zeilen wurde damals zum Verhör vorgeladen, um als verantwortlicher Redakteur der „Národní Listy“ darüber auszusagen, auf welche Art die Nachricht und der Leitartikel über das „Femgericht“ gegen Sabina ins Blatt gekommen waren.

Das Oberste Gericht gab plötzlich den Auftrag, die Untersuchung einzustellen. Alle dachten an politische Gründe, an eine tschechophile Schwenkung Österreichs. Es stellte sich dann aber heraus, daß nicht die hohe Politik, sondern einfach ein zufälliges Versehen des Untersuchungsrichters die Schlußverhandlung im Sabina-Prozeß verhindert hatte. Man hatte verges-

sen, den Antrag auf Aufhebung der Immunität zu stellen; und einige der „Femrichter“ waren ja Abgeordnete des böhmischen Landtags. Damit war der Strafprozeß, in dem Sabina als Beschwerdeführer auftrat, endgültig erledigt und auch seine Forderung auf eine Entschädigung von tausend Gulden jährlich war durchgefallen.

Von dieser Zeit an, eigentlich bereits mit dem Moment, da er im August 1872 Prag verlassen hatte, war Sabina in der tschechischen Gesellschaft moralisch tot. In den Patriotenkreisen zeigte er sich nicht mehr. Mühselig ernährte er sich auch jetzt von literarischen Arbeiten. Er ging nur in der Abenddämmerung aus, und zwar verkleidet; in Perücke, mit falschem Schnurrbart, schwarzer Brille. Nur selten wurde er erkannt, so einmal von den Schriftstellern Neruda und Quis. Oder er gab sich auch zu erkennen, so zum Beispiel dem Schauspieler Šamberk und anderen, wobei er seine entsetzliche Notlage eingestand und um ein Almosen bettelte.

So lebte, vielmehr vegetierte Sabina noch fünf Jahre.

Im Jahre 1877 bezog er eine kleine bescheidene Wohnung in dem damals neuen Eckhaus der Mariengasse, dem Hause gegenüber, in dem sich heute die

Redaktion der „Národní Listy“ befindet. Damals erkrankte er neuerdings. Ich erinnere mich noch an den Augenblick, in dem die Nachricht von dieser gefährlichen Erkrankung in unsere Redaktion kam, die sich damals noch im Hause „Zum goldenen Schiff“ befand. Dr. Julius Grégr sandte sofort eine Geldunterstützung an die Familie Sabina. Wenige Tage nachher eine zweite Summe, die zweifellos die letzte Unterstützung war, die Sabina aus tschechischen Kreisen erhalten hat.

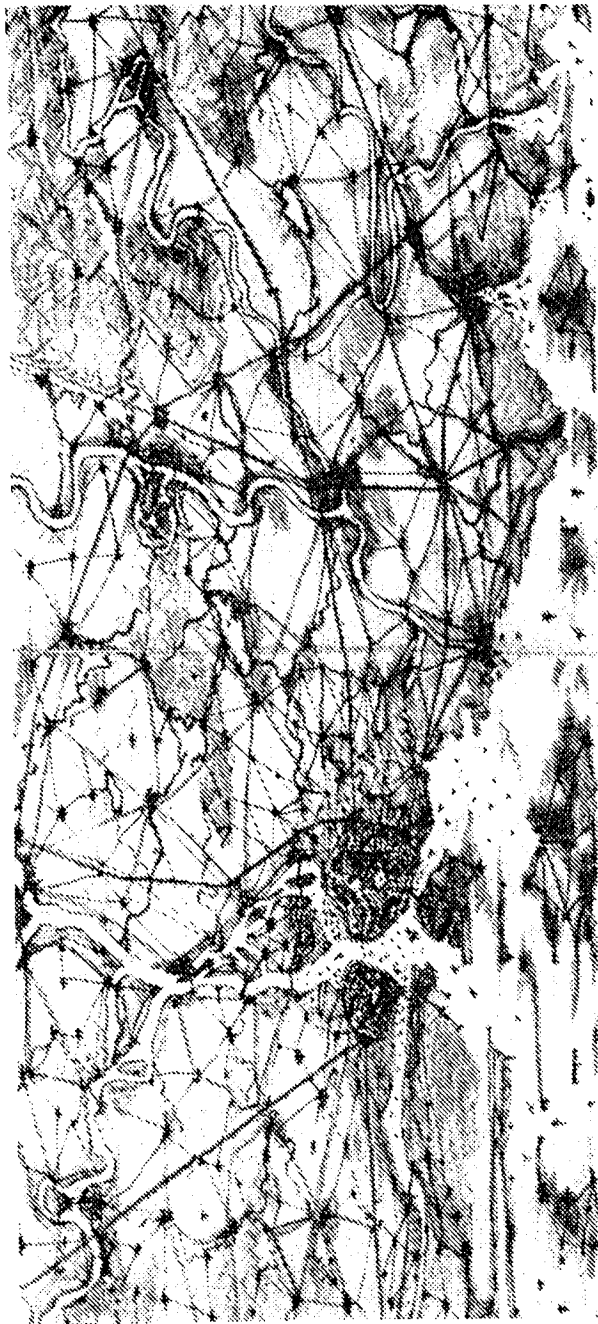
Einige Tage später starb Sabina. Das Begräbnis fand am Sonntagnachmittag bei düsterem, gelegentlich auch regnerischem Novemberwetter statt. Es beteiligten sich außer der engsten Verwandtschaft nur einige wenige Personen, fast alle: Arbeiter.

Kein einziger Literat und überhaupt keine der bekannten Persönlichkeiten.

Dies ist in Kürze alles, was ich über Sabinas Verfehlung und seine Beweggründe feststellen konnte. Alles übrige, was in breitesten Kreisen über Sabina erzählt wird, ist nichts als Klatsch und Tratsch.







Phantastische Landschaft,  
Zeichnung Simeon

## Inhalt

Handlung	3
Bedřich Smetana Meine Schuld ist es nicht	4
Bedřich Smetana Aus dem Tagebuch	6
Alois John Die Hochzeit	8
Ernst Rychnovsky „Die verkaufte Braut“ in Wien	14
Max Kalbeck Alles klingt bekannt und vertraut	20
Gerhard Böhme „Ich darf Musik nicht einmal denken“ Der kranke Smetana	27
Max Brod Karel Sabina	50

## Texte

František Bartoš, Smetana in Briefen und Erinnerungen. Prag 1954  
Beiträge zur Deutsch-Böhmischen Volkskunde, Bd. IV, hg. von Alois John, Prag 1901  
Ernst Rychnovsky, Smetana. Stuttgart 1924  
Max Kalbeck, Opern-Abende. Berlin 1898  
Gerhard Böhme, Medizinische Portraits berühmter Komponisten. Bd. 2, Stuttgart 1987  
Max Brod, Die verkaufte Braut. Der abenteuerliche Lebensroman des Textdichters Karel Sabina. Esslingen 1962.

## Abbildungen

Geschichte der tschechischen Musik in Bildern. Prag 1977  
František Bartoš, Smetana in Briefen und Erinnerungen. Prag 1954  
Joe Hembus, Klassiker des deutschen Tonfilms. München 1980  
Hana Séquardtová, Bedřich Smetana. Leipzig 1985  
Ingeborg Jordan, Photographie im Böhmerwald 1880–1940. Steyr 1983  
Josef Schramek, Der Böhmerwaldbauer. Prag 1915  
Kurt Honolka, Bedřich Smetana in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek 1978.

S.1: Julie Springer und Friedrich Feigert tanzen Polka, 1840

S. 60–61: Autograph des Einleitungschores  
Quelle: Prodaná nevěsta, První Náčtek Bedřicha Smetany Melantrich

Umschlagseite: Alte und neue weibliche Kleidertracht; aus: Sebastian Grüner; Über die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer; 1825 für J.W. von Goethe niedergeschrieben.

Premiere am 17. Mai 1990

**66**

Herausgeber:

Generalintendanz der Staatstheater Stuttgart

Redaktion und grafische Gestaltung:

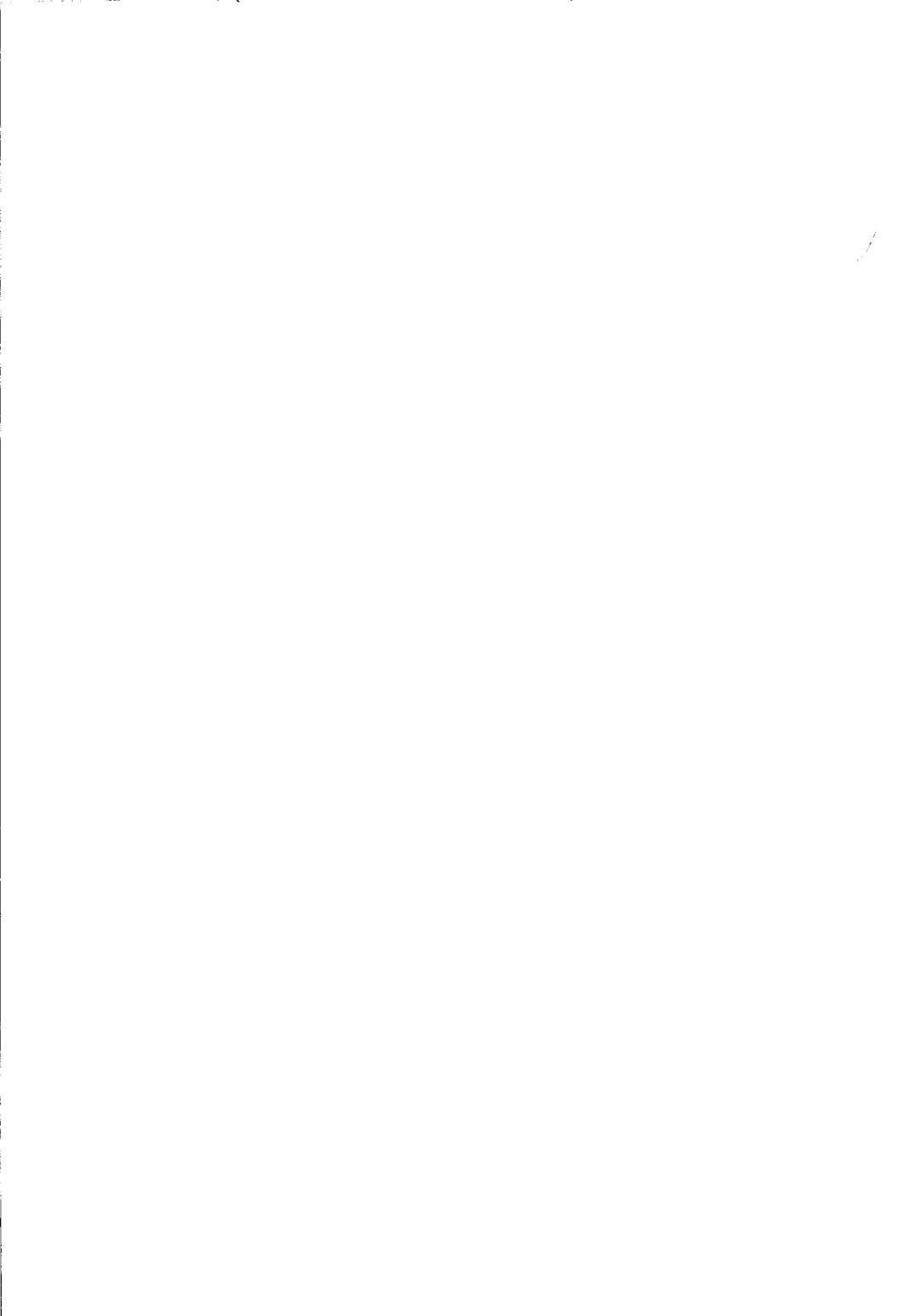
Helga Utz

Mitarbeit: Stephan Steinmetz

Gesamtherstellung: Druckhaus Münster



Altes Hochzeitsjubiläum;  
Maria und Johann Gluibr aus Großhof bei Nitzau, Fotografie um 1900



Staatsoper Stuttgart